D 20720 E

DER STERN

Januar 1981 · 107. Jahrgang · Nummer 1



DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Januar 1981
107. Jahrgang
Nummer 1

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:

DM 21,60 an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Postscheckkonto Frankfurt 25183-603.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81 388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 053A GE

Was bringen die kommenden Jahre?

150 Jahre Kirchengeschichte liegen jetzt hinter uns. Wenn wir zurückblicken, staunen wir über die Opfer und die innere Kraft derer, die das Gottesreich mit dahin gebracht haben, wo es heute steht. Die Führer der Kirche haben sich in ihren letzten Generalkonferenzreden über den Weg geäußert, der jetzt vor uns liegt. Streckenweise wird er gewiß schwer sein. Wir werden Prüfung und Bedrängnis erleben, aber auch großartige Leistungen vollbringen können. Und wer wird zu diesen Opfern, diesen Leistungen aufgerufen sein? Wir.

Wenn man die Geschichte der Kirche kennt, muß man immer wieder staunen, wieviel innere Kraft und Entschlossenheit die ersten Mitglieder aufgebracht haben. Und bisweilen ist man vielleicht versucht zu sagen: „Ich bin froh, daß *sie* es waren und nicht *wir*. Wer weiß, ob *wir* das heute auch noch könnten." Dabei waren auch die Heiligen der Letzten Tage von damals Menschen wie Sie und ich — mit den gleichen Versuchungen und menschlichen Schwächen. Von den anderen gewöhnlichen Menschen ihrer Zeit unterschied sie nur ihr Zeugnis von der Wahrheit. Sie hatten ja das Zeugnis des Heiligen Geistes empfangen, und wenn sie dem Ruf und Rat der gesalbten Führer folgten, gab ihnen der Heilige Geist Kraft, so daß sie ihrer Aufgabe gewachsen waren. In Verfolgung und Leid war auch der Tröster nicht fern. Sie waren nicht sich selbst überlassen. Der Herr hat ihnen den Weg bereitet.

So wird es in den kommenden Jahren auch uns gehen. Wenn wir dem Ruf folgen, das Reich aufzubauen, wird der Herr uns vorangehen. Allerdings müssen wir das gleiche Zeugnis haben wie die Heiligen damals, wenn wir stark und standhaft bleiben wollen. Deshalb muß *jedes* Mitglied sich bekehren. Dazu gehört mehr, als daß man schon von Geburt an zur Kirche gehört und mit ihr aufgewachsen ist. Jedermann muß selbst ein Zeugnis haben. Es gehört auch mehr dazu, als daß man sein Zeugnis nur einmal empfängt. Man muß seinem Zeugnis durch Beten und Forschen und durch ein rechtschaffenes Leben ständig neue Nahrung geben. Dann kann man genausoviel Erfolg haben wie die, die den Weg schon vor einem gegangen sind.

Gewöhnlich sind einem die Generalautoritäten und andere Führer der Kirche Vorbild an Glauben und Engagement. Doch haben sie zwar eine sehr wichtige Berufung, sind aber nur relativ wenige an Zahl. Und bei den „gewöhnlichen" Mitgliedern finden sich auch große innere Kraft und großer Glaube. Viele der treuesten und engagiertesten Heiligen der Letzten Tage kennt außerhalb ihrer eigenen Gemeinde niemand mehr.

In der vorliegenden Ausgabe wollen wir einmal Zeugnis und Erfahrungen von ganz „gewöhnlichen" Heiligen der Letzten Tage aus aller Welt darstellen. Sie und Millionen, die ihnen gleich sind, werden auf der bereits bestehenden Grundlage weiterbauen, bis das Reich bereit ist, seinen König zu empfangen. Mögen wir alle das Zeugnis bewahren und entwickeln, das uns in Prüfung Kraft und Trost gibt und unsere Anstrengungen groß macht.

Larry Hiller, Chefredakteur

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

DIE GEBOTE DES HERRN

N. Eldon Tanner
Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

In unserer unruhigen und konfliktbeladenen Zeit, in einer Welt, die anscheinend vor unüberbrückbaren Schwierigkeiten steht, muß man einfach einmal innere Einkehr halten und sich Gedanken darüber machen, woher die Unruhe rührt und wie man wieder zu Verstand und Einsicht kommt.

Wenn wir nur auf die Worte dessen hören wollten, von dem Friede und brüderliche Liebe kommen, könnten wir alles Unrecht wieder in Ordnung bringen, könnten die Kanonen zum Verstummen bringen, den Hungernden zu essen geben, den Nackten Kleidung, könnten aus unseren Schwertern Pflugscharen machen und glücklich sein. Dann könnten wir uns schneller und besser bereitmachen für den Gerichtstag, der jedermann gewißlich bevorsteht.

Ein Schriftgelehrter wollte Jesus einmal versuchen und stellte ihm die Frage: „Welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?" Jesus hat ihm darauf geantwortet:

„Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.

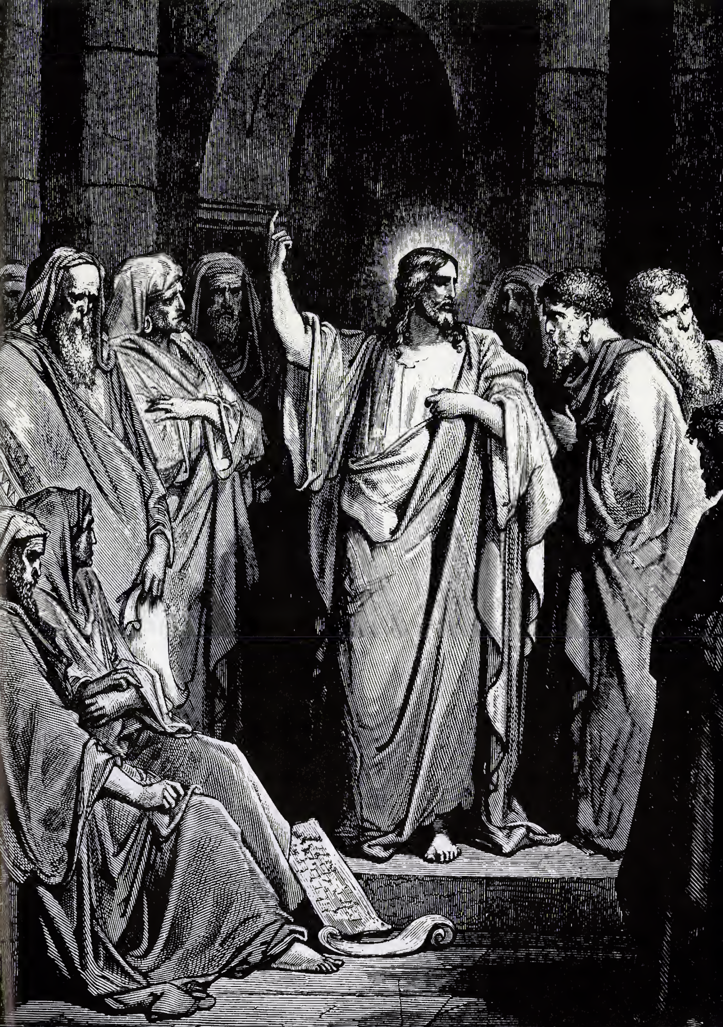
Dies ist das vornehmste und größte Gebot.

Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten" (Matthäus 22:36-40).

Warum sind wir so langsam, wenn es darum geht, Gott beim Wort zu nehmen? Warum können wir nicht begreifen, daß sich alle sozialen Schwierigkeiten nur dann auf gerechte Weise beseitigen lassen, wenn man Gott als Schöpfer des Alls annimmt und nach den Gesetzen lebt, durch die er die Menschen regiert.

Ich habe einmal eine Vorschau auf den Film *Die Zehn Gebote* gesehen, und ich war sehr beeindruckt von seiner Aussage: Wir haben die Freiheit, Gott zu dienen und seine Gebote zu halten oder uns von einem Diktator beherrschen zu lassen. Man kann sich seine Freiheit schließlich nur so lange bewahren, wie



man die Gesetze befolgt, die diese Freiheit gewährleisten. Gesetzesverletzung führt zu Knechtschaft oder Tod oder zumindest zur Einschränkung der Freiheit.

Wenn man Gott und seine Mitmenschen — das sind ja die Nächsten — liebt, behandelt man sie auch so, wie man selbst gern behandelt werden möchte. Wahre Liebe erweisen schließt so vieles mit ein. Man betrachte nur einmal, was der Herr dem Mose gesagt hat:

„Du sollst nicht als Verleumder umhergehen unter deinem Volk ...

Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen ...

Du sollst dich nicht rächen noch Zorn bewahren gegen die Kinder deines Volks. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (3. Mose 19:16-18).

Und im 5. Buch Mose ist zu lesen, was Mose seinem Volk gesagt hat:

„Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft.

Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen

und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst" (5. Mose 6:5-7).

Christus hat gesagt: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt" (Johannes 13:35).

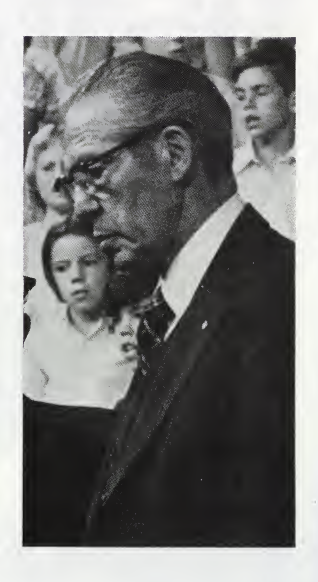
Johannes hat den Leuten die folgende strenge Ermahnung gesandt:

„So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?

Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebt, daß der auch seinen Bruder liebe" (1. Johannes 4:20 f.).

Unsere Gefühle füreinander müssen von brüderlicher Liebe geprägt sein. Die Religion muß dieses Gefühl untermauern und stark machen, sie darf es niemals schwächen. Es ist äußerst wichtig, daß man das Glaubensbekenntnis und die Empfindungen seiner Mitmenschen respektiert.

Ich glaube daran, daß Christus wirklich von Gott im Fleisch gezeugt worden ist. Wenn aber andere nicht daran glauben, brauche ich noch lange keine schlechten Gefühle oder Haß zu hegen. Wenn ich Mormone bin und jemand anders ist



Katholik, Protestant oder Jude, dürfen wir einander nicht aus dem Weg gehen oder kritisieren, sondern müssen unsere Ansichten gegenseitig respektieren — in dem Bewußtsein, daß der Glaube an Gott in dem Maß, wie man seinen Lehren folgt, stets einen besseren Menschen und Staatsbürger aus einem macht. Und das gilt besonders für das Gebot: „. . . daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe" (Johannes 15:12).

Die Liebe, die der Erretter als das Wesentliche im Leben herausstellt, muß zu Hause einsetzen und dann integriert werden in unser tägliches Leben. Toleranz und Achtung vor dem Glauben anderer müssen zu Hause vermittelt werden. Die Kinder müssen lernen, einander zu lieben und miteinander zu leben und zu spielen, auch wenn man einen anderen Glauben hat. Dabei müssen sie natürlich ihrer eigenen Überzeugung und Lehre standhaft die Treue halten.

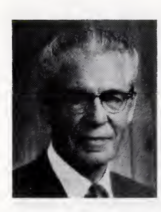
Ich verfolge immer mit Interesse und Begeisterung, wie unsere Missionare in fremde Länder gehen, um dort das Evangelium der Liebe und des Friedens zu predigen. Wie schnell lernen sie die fremde Sprache, nehmen die fremden Bräuche an und haben, wenn sie zurückkommen, im Herzen eine tiefe und innige Liebe für das Volk in dem Land, wo sie gedient haben. Das müssen wir alle lernen, wo immer wir leben oder dienen.

Am schwersten ist es wohl, von uns selbst zu geben und unseren Egoismus abzulegen. Wenn man jemanden wirklich liebt, ist einem nichts zu schwer, wenn man es für den geliebten Menschen tut. Etwas haben oder bekommen macht einen nicht wirklich glücklich, wenn man es nicht an andere weitergeben mag. Die halbe Welt wohl folgt in ihrem Trachten nach Glücklichsein dem falschen Weg — so viele meinen, es bestehe darin, daß man etwas hat oder bekommt, daß einem gedient wird — wahres Glück findet man hingegen nur, wenn man seinen Mitmenschen dient.

Manchmal bin ich fast schon überzeugt, es liegt in der menschlichen Natur, daß man die Schwächen der anderen groß macht, damit die eigenen nicht so auffallen. Vergessen wir nicht: wer wirklich Charakter hat, setzt einen anderen nicht herab und macht dessen Schwächen nicht groß. Wirklicher Charakter zeichnet sich doch gerade dadurch aus, daß man seine Mitmenschen liebt und an ihrem Erfolg und Wohlergehen interessiert ist. Wahre Liebe gestattet einem kein Übelnehmen, kein Verleumden. Wir sollen nicht über einander herziehen oder einander kritisieren, sondern einander aufbauen und einander Kraft geben.

Ein Freund hat mir folgendes erzählt. Sein Vater und dessen Vetter wohnten in demselben Ort und besaßen jeder ein Bauunternehmen, die in Konkurrenz zueinander standen. Bei der Bewerbung um verschiedene Aufträge kam erbitterte Feindschaft zwischen den beiden auf, die über die Jahre hinweg immer schlimmer wurde und sich schließlich auch auf die beiden Familien erstreckte und auch dann nicht beigelegt wurde, als der Vater meines Freundes starb. Es fiel ihnen schwer, einander auch nur höflich zu begegnen, selbst in ihren Berufungen in der Kirche. Dabei war mein Freund in der einen und sein Vetter in der anderen Gemeinde Bischof. Die Lage verhärtete sich immer mehr.

Auf einmal wurde mein Freund dann als Missionspräsident berufen. Er und seine Familie waren begeistert, aber irgend et-



N. Eldon Tanner

was bedrückte ihn. Er war sich nicht sicher, ob er wirklich würdig war für eine so hohe Berufung. Er wußte, er lebte nach dem Wort der Weisheit, zahlte den Zehnten voll, diente treu in der Kirche, war sittlich rein und so weiter, doch das Gefühl ließ ihn nicht los.

Inmitten seiner Vorbereitungen ging er eines Nachmittags vom Büro nach Hause, und unterwegs sagte ihm irgend etwas: „Du mußt zum Vetter deines Vaters gehen und alles bereinigen. Du kannst einfach nicht das Evangelium der Liebe predigen, wenn noch solche Gefühle zwischen euch herrschen."

So ging er also zum Haus des Vetters, klingelte und wartete bang, aber nichts geschah. Er ging und meinte, jetzt hätte er es zumindest versucht, das würde schon reichen. Doch die innere Unruhe blieb.

Am nächsten Tag saß ihm sein Vetter bei einer Beerdigung gegenüber. Er fragte ihn, ob er ihn nach der Trauerfeier sprechen könne. Ich zitiere meinen Freund jetzt wörtlich:

„Als ich klingelte, bat er mich ins Wohnzimmer und beglückwünschte mich zu meiner Missionsberufung. Wir haben uns ein paar Minuten über alles mögliche unterhalten, und dann ist es geschehen. Ich habe ihn voll Liebe angesehen — alle alte Bitterkeit war verschwunden — und gesagt: ‚Ich wollte dich um Verzeihung bitten für alles, was ich je gesagt oder getan habe, was uns und unsere Familie auseinandergebracht hat.'

Uns beiden sind die Tränen gekommen, und ein paar Minuten konnten wir beide nichts mehr sagen. In solchen Augenblicken ist Schweigen mächtiger als alle Worte. Dann hat er gesagt: ‚Ich wollte, ich wäre als erster zu dir gekommen.' Darauf habe ich gesagt: ‚Worauf es ankommt, ist, daß es überhaupt geschieht, nicht, wer den ersten Schritt tut.'

In diesem Augenblick haben wir ein überwältigendes spirituelles Erlebnis gehabt, das uns veranlaßt hat, Leben und Seele von allem zu läutern, was uns bis dahin getrennt hatte. Es hat auch dazu geführt, daß wir wieder eine richtige verwandtschaftliche Beziehung gepflegt haben. Jetzt konnte ich wirklich auf Mission gehen und lehren, was Liebe bedeutet, weil ich sie zum ersten Mal in meinem Leben in ihrer tiefsten Dimension erfahren hatte. Jetzt erst konnte ich ehrlichen Herzens sagen, daß es auf der ganzen Welt keinen Menschen gab, den ich nicht liebte und schätzte. Seit dem Tag sieht mein Leben anders aus. Damals habe ich nämlich sehr eindringlich und wie nie zuvor begriffen, was der Herr gemeint hat, als er seinen Jüngern gebot: ‚Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet' (Johannes 13:34)."

Wenn wir zurückblicken auf unser Leben, sei es kurz oder lang, so erkennen wir doch, daß man die größte Freude aus dem empfängt, was man für einen Menschen tut, den man liebt. Verleihen wir also jetzt, solange wir es noch können, in Wort und Tat unserer Liebe zu Gott und zu unseren Mitmenschen Ausdruck, genau hier kommen wir nämlich nie wieder her. □

WAS MIR AM SCHWERSTEN FÄLLT

Zusammengestellt von Charles W. Barrett

Mitglieder berichten, wie die Kirche ihnen immer wieder weiterhilft.

Konflikte. Für wen gibt es sie nicht? Als Mitglied der Kirche erlebt man sie vielleicht in dem Ringen zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Erwartung und Wirklichkeit, zwischen den vielen Sorgen und Fragen, die einem das Herz schwermachen. Inwiefern hilft einem das Evangelium Jesu Christi, damit fertig zu werden? Hier die Antwort, die Mitglieder der Kirche darauf geben:

Darrell Rose,
Audiologe an der Mayo-Klinik in Rochester, Minnesota.

Für mich liegen die größten Konflikte zwischen dem, was ich meiner Erkenntnis gemäß sein sollte, und dem, was ich bin. Dafür ein Beispiel:
„Jedes Mitglied ein Missionar." Manchmal habe ich das Gefühl, ich werde dem allzu wenig gerecht, und dann fühle ich mich überhaupt nicht wohl in meiner Haut, wenn das Thema zur Sprache kommt.
Nicht daß ich nichts getan hätte — ganz im Gegenteil, ich strenge mich wirklich an. Ich lade oft Leute zu mir nach Hause ein. Wir zeigen den Leuten, die uns am Herzen liegen, von der Kirche produzierte Filme, machen Essen für sie, unternehmen etwas und führen ernsthafte Diskussionen über die Kirche. Trotzdem habe ich noch nicht genug getan, so daß ich mir beruhigt sagen könnte: „Das hast du fein gemacht, du kleiner Schelm, jetzt kannst du dich erst mal

ausruhen und brauchst nicht immer ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn über Missionsarbeit geredet wird."
Manchmal weiß ich auch einfach nicht, was ich tun soll. Auf dem Papier sieht es so einfach aus, und dann läuft trotzdem alles schief. Ich bringe eine Dose Plätzchen hin und trete auf die von allen im Hause geliebte Katze. Mein Sohn wirft dem Nachbarn die Fensterscheibe ein. Ich vergesse, meinem Nachbarn Hammer und Meißel zurückzubringen, die ich mir ausgeliehen hatte. Wenn ich sie überrede, zur Kirche zu kommen, damit sie mich sprechen hören können, sitzen sie neben der lautesten Familie in der ganzen Gemeinde. Nach der Versammlung meinen sie dann, die Mormonen seien ja recht freundlich, nur hätten sie mich kaum verstanden. Außerdem sagen sie beiläufig, in ihrer Kirche gehe es andächtiger zu.
Es wäre so leicht, einfach aufzugeben. Doch glücklicherweise habe ich ein Zeugnis; und ich weiß, wenn man solche inneren Konflikte löst, lernt man, geistig mehr zu wachsen. Und genauso weiß ich, daß ich auch geistig wachse, wenn ich *das tue, was ich tun soll*. Ich werde ruhiger, wenn ich daran denke, daß ich mich ja bemühe und daß dieses Ringen einfach zum Leben gehört. Und ich lerne dabei, daß ich immer weiter das tun kann, was ich tun soll, und daß ich immer weiter geistig wachsen kann.

Alex B. Morrision,
Ministerialrat im Ministerium
für Gesundheit und Sozialwesen,
Ottawa, Kanada.

Meine größten Konflikte entspringen dem Zeitdruck, dem ich ausgesetzt bin. Ich bin so sehr in meinen Beruf eingespannt, daß ich wirklich aufpassen muß, um noch genügend Zeit für meine Frau und meine Kinder zu finden. Und ich muß mir genügend Zeit nehmen für meine kirchlichen Obliegenheiten.
Das gelingt mir leider nicht immer. Doch wenn ich nicht den ausgleichenden Einfluß des Evangeliums hätte, würde es mir noch viel weniger gelingen. Mein Beruf füllt mich sehr aus, und ich könnte mich vierundzwanzig Stunden am Tag damit befassen.
Und wie macht sich das Evangelium bemerkbar? In der Hauptsache rückt es alles ins rechte Blicklicht. Ich werde nie vergessen, was ich empfunden habe, als Präsident McKay sagte, kein Erfolg im Leben könne ein Versagen in der Familie wettmachen.
Damit verbinde ich auch, daß Präsident Kimball gesagt hat, wir sollten als Eltern und als Priestertumsträger genau überlegen, wo wir unsere Prioritäten haben, und immer mit Gott in Einklang bleiben.
Also bemühe ich mich, jeden Morgen ganz früh eine halbe Stunde in der heiligen Schrift zu lesen, nachzudenken und zu beten. Dann kann ich den Tag über besser entscheiden, wo meine Prioritäten liegen.
Auch das Familiengebet hilft mir sehr, die Verbundenheit mit meinen Kindern und dem, was sie empfinden, aufrechtzuerhalten. Das Familiengebet hilft uns allen sehr, vor allem in den Wochen, in denen ich wenig zu Hause bin. Es erinnert mich daran, wieviel mir meine Familie bedeutet, wenn andere Verpflichtungen mich auch noch so sehr bedrängen.
Mit dem Familienabend ist es genauso. Er gestattet mir, mich voll und ganz auf meine Familie zu konzentrieren. Es tut

mir so gut, wenn ich mit meiner Familie zusammen bin. Dort finde ich soviel Liebe, daß ich mich nach mehr sehne. Und deshalb denke ich auch die ganze Woche über an sie. Ich bin dankbar, daß ich so etwas erleben darf. Ohne sie hätte ich wohl eine ganz andere Einstellung dazu.

Pam Parsons,
Direktor für Frauensport und Basketballtrainerin an der Universität South Carolina in Columbia.

Als junges Mädchen war ich sehr auf Wettbewerb bedacht. Ich wäre viel lieber ein Junge gewesen. Jetzt bin ich zwar sehr glücklich, daß ich eine Frau bin, doch ist das nicht über Nacht so gekommen.
Noch vor ein paar Jahren habe ich mir über manche Frauenfrage viele Gedanken gemacht. Ich habe als Trainer gearbeitet; Gewinnen und Erfolg haben waren mit am wichtigsten in meinem Leben. Doch leider habe ich darüber manchen Evangeliumsgrundsatz aus den Augen verloren. Dann bin ich eines Morgens aufgewacht und habe erkannt, daß ich nicht allzu glücklich war. Plötzlich wurde mir klar, daß die Evangeliumsgrundsätze so vollkommen sind, daß sie mich in *jeder* Hinsicht glücklich machen können. Ich habe meine Prioritäten neu verteilt und mir neue Gewohnheiten angeeignet und mit Hilfe des Evangeliums eine Grundlage geschaffen, die mir echten Erfolg gebracht hat. Jetzt ergeben die Unterschiede zwischen Mann und Frau auch einen Sinn. Jetzt fühle ich mich eher dazu fähig, im Frauensport und in Frauenfragen mitzureden, weil ich mich von einer „Emanze" in einen Menschen verwandelt habe, der immer noch sehr für die Entfaltung der Frau eintritt, dies aber innerhalb vom Plan des Herrn.
Im Laufe der Jahre kam ein weiterer Konflikt hinzu: den Grundsatz der Ehe für die Ewigkeit kennen, ohne selbst zu heiraten. Es war ein richtiger Schock, als ich bei meinem Studienabschluß feststellte, daß ich noch immer nicht verheiratet war. Ich habe mich lange Zeit verschmäht gefühlt. Ich habe mir mit meinen Sorgen darum selbst das Leben schwergemacht, aber es hat mir überhaupt nicht gutgetan. Ich mochte mich damals selbst nicht leiden und kannte mich selbst auch gar nicht richtig.
Ich habe damals beschlossen, einen besseren Menschen aus mir zu machen, und habe durch Beten erkannt, daß ich nur mich selbst beherrschen konnte. Jetzt wollte ich den bestmöglichen Menschen aus mir machen. Wenn ich dann für jemanden attraktiv war, war es gut so; wenn nicht, war ich immer noch entschlossen, mich in meiner Haut wohlzufühlen und etwas zu leisten. Und ich habe mir Gewohnheiten zugelegt, die das alles möglich machen sollten. Ich habe viel abgenommen und auch auf anderen Gebieten Fortschritt gemacht.
Vorher hatte ich den Grund dafür, daß ich unglücklich war, nie bei mir selbst gesucht, doch durch das Evangelium habe ich gelernt, mich selbst für mein Glücklichsein verantwortlich zu fühlen. Dadurch, daß ich mich jetzt ernsthaft darum bemühe, für mich selbst und für andere das Beste zu tun, bin ich wesentlich glücklicher. Seitdem tun sich mir Türen auf, die ich für immer verschlossen geglaubt hatte. Jetzt erkenne ich: das Leben tut sich einem jeden auf, sobald er nur sein eigenes Haus in Ordnung bringt.

Charles Defranchi,
Student und ehemaliger Missionar,
Bordeaux, Frankreich.

Ich bin in Europa aufgewachsen, von Leuten umgeben, die in sexueller Hinsicht „frei" sind. Als Jugendlicher habe ich mich sehr zu dieser Welt hingezogen gefühlt und war sehr versucht, auch so zu leben. Zwischen meinem Glauben und der Gesellschaft und dem, woran die Welt Gefallen fand, bestand ein ernster Konflikt.

Geholfen hat mir mein Zeugnis — die Erkenntnis, daß der Erretter wirklich die Wahrheit gelehrt hat, trotz aller Widersprüche zwischen Kirche und Gesellschaft. Mein Glaube hat mich auch bewogen, mich sehr an die Kirche zu halten. Bisweilen habe ich nur gefühlsmäßig erkannt, daß die Kirche wirklich die Wahrheit lehrt. Doch die Beteiligung am Kirchenleben hat mir auch in den Jahren großer Versuchung die Nähe zur Kirche erhalten. Durch Versammlungen, Aktivitäten und Unterredungen mit den Führern habe ich mich gedrängt gefühlt, das zu tun, was man mich gelehrt hatte. Und ich habe die Zeit schließlich überstanden. Ich bin sicher, daß mir noch mehr schwere Zeiten bevorstehen. Doch ich habe die Erfahrung gemacht, daß man sich in schweren Zeiten am besten stark an die Kirche hält.

Mercedes Bonilla,
Hausfrau und Mutter und in Costa Rica Konsul für die Vereinigten Staaten, San José, Costa Rica.

Wenn ich es recht bedenke, so gibt es in meinem Leben jetzt eigentlich keine ernsthaften Konflikte mehr. Sie sind alle im Licht des Evangeliums verschwunden. Und je mehr ich nach dem Evangelium lebe, desto weniger Konflikte habe ich.

Meine Konflikte sind nur noch klein und alltäglich — sie treten auf in meinem Bemühen, eine gute Hausfrau und eine geduldige Mutter zu sein, wenn sowohl ich als auch meine Kinder müde sind, und die Zeit zu finden, alles zu tun, was ich tun möchte.

Die Programme der Kirche — besonders der Unterricht in der FHV und in der Sonntagsschule — helfen mir dabei sehr. Sie unterstützen mich in meinem Bemühen, eine bessere Ehefrau und Mutter zu werden, geduldiger und liebevoller zu werden und mir meine Zeit sinnvoller einzuteilen.

Und der Unterricht in der Kirche hat auch eine großartige Wirkung auf meine kleinen Kinder. Wenn sie nach Hause kommen, haben sie manches gelernt, was ich ihnen auch beizubringen versuche. Das macht es wesentlich leichter für mich. Und ich habe das Gefühl, ich stehe nicht allein da, mir wird sehr geholfen.

Alan Baird,
Direktor in der Bundesstrafanstaltsverwaltung der USA, Fort Worth, Texas.

Der größte Konflikt in meinem Leben ist die Frustration, die ich bei der Arbeit empfinde — ich erkenne zwar, das Evangelium ist nicht nur wahr, sondern es hilft einem auch buchstäblich, mit seinen Schwierigkeiten fertig zu werden und allen Stürmen zu trotzen — doch kann ich andere nicht dazu bringen, daß sie auch daran glauben und davon profitieren.

Besonders frustrierend ist es, wenn man es mit Alkoholikern und Drogensüchtigen zu tun hat, die sich von den An-

schauungen der heutigen Generation haben betrügen lassen. Viele sind hervorragende Leute, sie suchen nach etwas Besserem, nach Antworten, die dem Leben einen Sinn geben. Und wenn sie in ihrer Kirche oder in ihrer Familie keine Antwort finden, fangen sie eben an, es auf anderen Wegen zu versuchen, etwa mit Drogen.
Doch bald stellen sie fest, daß auch dort keine Antwort zu finden ist, und dann stürzen sie ins Bodenlose. Oft bemühen sie sich wirklich um eine aufrichtige Beziehung zu anderen, zu sich selbst und — ob man es glaubt oder nicht — zu Gott. Doch leider wissen sie nicht, wie sie es anfangen sollen.
Das Evangelium gibt mir die richtige Perspektive — die Erkenntnis, daß man nicht auf der Erde ist, um hier Urlaub zu machen; man ist hier, um sich weiterzuentwickeln. So erkenne ich auch, daß ich mich nicht entmutigen lassen darf, wenn andere das Evangelium nicht sofort als Lösung akzeptieren. Manche sind einfach noch nicht bereit für einen solchen Schritt. Und das Evangelium lehrt mich, die nötige Geduld aufzubringen. Es hilft mir, die Leute nicht aufzugeben. Es hilft mir, immer weiter zu hoffen, weil ich weiß, sie haben einen göttlichen Funken in sich; jeder von ihnen ist fähig, wirklich Sohn oder Tochter Gottes zu sein.
Manch einer muß einfach jahrelang im Gefängnis sitzen, ehe er Ordnung in sein Leben bringt. Doch Beten und unerschütterlicher Glaube an das Evangelium — ich bin ja Mormone — machen mich stark und geben mir den Frieden, den ich brauche, um nicht aufzugeben und um die Entscheidungsfreiheit meiner Mitmenschen respektieren zu können.

Ich habe die Erfahrung gemacht: man weiß nie, wann jemand plötzlich nach den Lehren des Erretters greift und danach lebt. Es geschieht aber oft genug, um dem Ganzen einen Sinn zu geben.

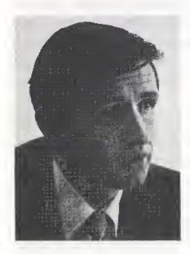
Dafna Brafman,
Studentin, aus Tel Aviv, Israel, gebürtig.

Weil ich an die Kirche glaube und mich bekehrt habe, besteht ein Konflikt zwischen mir und meiner Familie. Sie akzeptieren mich, nicht aber meinen Glauben. Sie meinen, ich wüßte nicht, was ich tue. Christ zu werden und dazu noch Mormone, ist in Israel einfach etwas Unerhörtes.
Ich habe noch nicht alles bereinigt, doch das Evangelium und der Geist des Herrn haben mich bereits manche Antwort finden lassen. Als ich das letzte Mal mit meiner Familie zusammen war, hat mir das geholfen, mich auf sie einzustellen. Der Geist macht mich geduldig und liebevoll.
Ähnlich schwierig ist es, mich zu entscheiden, wenn andere sich mein Leben anders vorstellen als ich. Doch ich fühle mich geborgen, weil ich erkenne, daß wir jeder ein Kind Gottes sind. Wir können hier auf der Erde Gott persönlich erkennen und können zu ihm beten und mit ihm Gemeinschaft haben. Wenn man seine Liebe einmal verspürt und eine Beziehung zu ihm entwickelt hat, fällt es einem viel leichter, auch seine Mitmenschen zu verstehen. □

Charles W. Barrett, Medienberater und freier Schriftsteller, ist PR-Vorsitzender im Neunten Pfahl an der BYU. Der Artikel ist seinem demnächst erscheinenden Buch, The Mormons Today – Facts and Feelings, *entnommen.*

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



H. Dean Garrett
Religionsinstitut in Tempe (Arizona)

Im Alten Testament klingt Gott grausam und kalt, und ich kann diesen Eindruck nicht mit dem Wesen voll Liebe und Frieden in Einklang bringen, das im Neuen Testament dargestellt wird, und mit dem liebevollen, persönlichen Gott, den ich dort gefunden habe. Wie kann ich meine verschiedenen Eindrücke miteinander in Einklang bringen?

Für mich persönlich beginnt die Antwort darauf folgendermaßen: „Denn du bist ein heiliges Volk dem Herrn, deinem Gott. Dich hat der Herr, dein Gott, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind“ (5. Mose 7:6).
Auf dieser Grundlage beruht die Beziehung Gottes mit dem Haus Israel und mit allen, die sich ihm anschließen und seine Sendung auf sich nehmen. Es ist eine ganz besondere Beziehung — sie unterscheidet sich in Wesen und Intensität von der Beziehung zu seinen anderen Kindern, die ja keinen Bund mit ihm gemacht haben. Durch Israel werden alle übrigen Kinder Gottes gesegnet werden. Durch Israel werden die Menschen in der Welt ihn und seine Wege erkennen.
Betrachten wir doch, was im Alten Testament geschildert wird: Lots Frau verwandelt sich in eine Salzsäule, weil sie auf Sodom zurückblickt (1. Mose 19). Achan, seine Familie und sein Besitz werden wegen Ungehorsam vernichtet (Josua 7). Wir dürfen dabei

nie vergessen, daß zwischen Gott und seinem Bundesvolk eine besondere Beziehung bestanden hat. Der Herr hat sich da um eine ausgewählte Gruppe von Menschen bemüht, die alle ihre Schwächen hatten. Er hat versucht, sie rein zu machen, damit sie ein Bundesvolk sein und Bundesverantwortung übernehmen konnten. So mag manches, was er getan hat, aus unserer Perspektive hart und grausam aussehen, mit den Augen der Ewigkeit betrachtet, ist es das nicht.

John Taylor hat einiges Licht auf die Sache geworfen. Er hat nämlich das Gebot des Herrn an die Kinder Israel erläutert, das besagte, wenn Bruder, Sohn, Ehefrau oder sonst jemand einen in die Irre führen wollten, dann solle man ihn töten (5. Mose 13:6-9).Warum? „Wenn man Gott entsagt, verliert man das ewige Sein aus den Augen, man verdirbt sich selbst und bringt Elend über seine Nachkommen. Deshalb war es besser, einige wenige umkommen zu lassen, als über viele Elend zu bringen. Deshalb kamen die Bewohner der Alten Welt und die Leute, die in Sodom und Gomorra gewohnt haben, um; es war nämlich besser, daß sie starben und so ihrer Entscheidungsfreiheit beraubt wurden, die sie ja doch mißbraucht hatten, als daß sie großes Elend über ihre Nachkommen gebracht und Millionen Ungeborener ruiniert hätten“ (*The Government of God*, Salt Lake City, 1971, S. 53).

Der Herr mußte mit dem Haus Israel auf dessen geistigem Niveau verhandeln, deshalb kommt er auch vielen so hart und lieblos vor. Doch wenn die Kinder Israel rechtschaffener gewesen wären und das höhere Gesetz angenommen hätten, das ihnen angeboten wurde, als Mose zum ersten Mal vom Berg herunterkam, könnte das Alte Testament heute ganz anders aussehen. Es war ja der „Zuchtmeister“, der sie von *ihrem* geistigen Niveau aus zu Christus bringen sollte, nicht von seinem aus, und so war es sehr streng.

Man erhält jedoch einen ausgewogeneren Einblick, wenn man das Buch Mormon hinzuzieht, das teilweise aus der Zeit des Alten Testaments stammt, den Herrn aber zum größten Teil im Licht des Neuen Testaments zeigt. Im Neuen Testament ist er barmherzig, *doch auch völlig konsequent*. Er bemüht sich geduldig um die, die ihn aufrichtig suchen und an ihn glauben, doch weist er die Pharisäer und Sadduzäer als Heuchler zurecht, tadelt die Leute, die die Ehebrecherin steinigen wollten, und jagt die Geldwechsler aus dem Tempel. Und im Buch Mormon hat er für Laman und Lemuel und ihre Abkömmlinge genausoviel Erfolg

ersehnt wie für Nephi und Sam. Die Propheten haben sich jahrhundertelang um sie bemüht und für sie gebetet. Und daß die Nephiten schließlich umgekommen sind, war keine Katastrophe, die der Herr inszeniert hatte, sondern die unweigerliche Folge auf ihre eigene Schlechtigkeit. Seine Gnade hatte auch ihre Grenzen. Ihr Spielraum war zwar größer als der im Alten Testament, und die Grundsätze lagen auf einer höheren Ebene, doch war die Strafe für Ungehorsam genauso unumgänglich, wenn sie nicht Umkehr übten. Wenn man also im Neuen Testament oder im Buch Mormon eine Chronik endloser Vergebung sieht, so ist das ein Irrtum. Außerdem lehrt Gott auch im Alten Testament Liebe und Vergebung und Geduld. Ein bemerkenswertes Beispiel findet sich bei Hosea, der seine treulose Frau mit dem launischen Israel und seine eigene Geduld mit der Geduldigkeit Gottes vergleicht. Gomer war schon unwürdig gewesen, ehe er sie geheiratet hatte, doch Hosea ging geduldig und liebevoll mit ihr um. Trotzdem verließ Gomer ihren Mann und ihre Kinder und wurde zur Hure und lief ihren Liebhabern nach. Trotzdem bot Hosea ihr noch Güte und Vergebung an. Und der Herr zeigt ganz deutlich die Beziehung zwischen Hosea und seinen eigenen Bemühungen um Israel auf:

„Als Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn, meinen Sohn, aus Ägypten;
aber wenn man sie jetzt ruft, so wenden sie sich davon und opfern den Baalen und räuchern den Bildern.
Ich lehrte Ephraim gehen und nahm ihn auf meine Arme; aber sie merkten's nicht, wie ich ihnen half.
Ich ließ sie ein menschliches Joch ziehen und in Seilen der Liebe gehen und half ihnen das Joch auf ihrem Nacken tragen und gab ihnen Nahrung" (Hosea 11:1-4).

Man darf auch nicht vergessen, daß Jesus das „vornehmste und größte Gebot" aus 5. Mose 6:5 zitiert. Das „andre, das dem gleich ist", zitiert er aus 3. Mose 19:18.

So ist das Alte Testament also doch nicht durch und durch grausam und hart, wie es auf den ersten Blick scheinen mag; auch zeugen das Buch Mormon und das Neue Testament nicht von unerschöpflicher Geduld. Im 1. Nephi 10:18 heißt es mit Recht, Gott sei „derselbe, gestern, heute und immerdar", und Apostelgeschichte 10:34 sagt dazu bestätigend, daß „Gott die Person nicht ansieht".

Man muß also aufpassen, damit man nicht meint, „das, was böse ist, sei von Gott, oder das, was gut und von Gott ist, sei vom Teufel" (Moroni 7:14). □

Aus dem Tagebuch



Ein Chinese lernt die Wahrheit kennen

P'an K'uan I

Als ich mein Studium beendete, war ich genauso wie viele andere junge Chinesen: ich habe mich als Naturwissenschaftler bezeichnet. Ich habe eigentlich nicht an Gott geglaubt. Ich konnte nicht daran glauben, daß das All von Gott erschaffen worden sein sollte. Ich habe mich zwar oft zum „Bai-Bai" (traditioneller chinesischer Familiengottesdienst) einladen lassen, doch ging es mir dabei vor allem um die Geselligkeit und um das gute Essen, das den Göttern während der Zeremonie geopfert, aber von den Anwesenden verzehrt wurde. Ich war auch nicht der einzige, der so empfand. Manchmal wußten weder der Gastgeber des „Bai-Bai" noch der Gast, welcher Gott oder welche Götter an dem betreffenden Tag gerade verehrt wurden.

Meine Familie hat ihre Ahnen nur an den chinesischen Festtagen verehrt, doch obwohl wir überhaupt keine starke religiöse Bindung hatten, war auch das Christentum als Alternative undenkbar. Wir hatten das Gefühl, ein „fremder" Gott würde uns zu Verrätern an unseren Ahnen machen. Außerdem mochte ich, wie viele andere Chinesen auch, die Christenmissionare deshalb nicht, weil ihre Staaten über die vergangenen zweihundert Jahre hinweg in mein Land eingedrungen waren, meinen Landsleuten Opium verkauft und China fast ruiniert hatten, so wie sie Indien, Ägypten und die Inkas ruiniert hatten.

Doch dann meinte eines Tages ein Kommilitone von mir, Young HoChin, ein Heiliger der Letzten Tage, er wolle zwei Missionarinnen besuchen, die bei ihm in der Nachbarschaft wohnten. Die eine komme aus Kanada. Ich bin mitgegangen, weil ich noch nie jemanden aus Kanada gesehen hatte. Als ich Moirg Blackmore aus Cardston (Alberta) und Julia Smith aus Salt Lake City dann vorgestellt wurde, haben sie sofort angefangen, mich im Evangelium zu unterrichten, noch ehe ich fragen konnte, welche von beiden aus Kanada kam.

Bei den ersten drei Lektionen habe ich die christliche Terminologie, die sie benutzten, noch nicht ganz verstanden, und ich hatte so viele Fragen, daß die Schwestern sie kaum alle beantworten konnten. Außerdem schien einiges davon der „naturwissenschaftlichen" Erkenntnis, die ich während des Studiums erworben hatte, zu widersprechen. Doch wollte ich nicht unhöflich sein, außerdem war ich zutiefst berührt von ihrer Begeisterung, und so habe ich das Evangelium weiter untersucht. Im Laufe der Zeit hat es mich dann mehr gefesselt als alles andere, womit ich mich je beschäftigt hatte.

Dann haben sie gesagt, ich solle mich taufen lassen. Ich wußte, das würde eine Wende in meinem Leben bedeuten. Ich wußte, das Evangelium war wahr, doch die traditionelle chinesische Vorstellung von Gott war so fest in mir verwurzelt, daß ich sie nicht loswerden oder der Wahrheit anpassen konnte. Ich wußte, ich mußte niederknien und beten, doch als ich begann, fühlte ich mich von einer merkwürdigen Kraft gebunden und konnte kein einziges Wort herausbringen. Als ich aufhörte zu beten, gab mich diese Kraft wieder frei. Nach zwölf erfolglosen Versuchen konnte ich dann schließlich doch beten. Ich war in Schweiß gebadet.

Als ich mich von den Knien erhob, war es halb drei am Morgen. Jetzt war kein Zweifel mehr in mir. Meine Entscheidung war gefallen, und ich habe mich taufen lassen. Natürlich konnte mein Glaube nicht an einem Tag vollkommen werden, und zuweilen kamen mir doch wieder Zweifel. Doch je mehr ich die heiligen Schriften studiert habe, desto fester habe ich geglaubt.

Gott gebietet uns beispielsweise, nach unseren Ahnen zu forschen, und die Chinesen führen schon lange genealogische Unterlagen. Die Unterlagen meiner Familie gehen zurück bis 1000 v. Chr. Auch habe ich manche Parallelen zwischen der chinesischen Überlieferung und der christlichen Lehre gefunden. In der chinesischen Sage ist zum Beispiel die Geschichte von Pan Ko Shi überliefert, der im Himmel gelebt hat und gestorben ist, damit aus seinem Körper die Welt werden konnte. Die Legende ist der Sendung Christi ähnlich, der sich hat kreuzigen lassen, damit der Mensch ewiges Leben haben kann. Es gibt noch mehr Beispiele: Das chinesische Schriftzeichen für *Arche* kann acht Personen in einem Boot bedeuten; auf der Arche Noach waren acht Personen (s. 1. Petrus 3:20). Wir hängen rotes Papier an den Türrahmen, um Glück zu haben und böse Geister zu vertreiben. Die Israeliten haben den Türrahmen ihrer Häuser mit Blut bestrichen, um sich vor dem zerstörenden Engel zu schützen (s. 2. Mose 12:13). In der chinesischen Überlieferung heißt es, daß die Könige und Kaiser in alter Zeit etwa achthundert Jahre gelebt haben. Im ersten Buch Mose steht, daß auch die Patriarchen in alter Zeit sehr lange gelebt haben. Die Chinesen unterteilten Himmel und Hölle dreifach, je mit verschiedener Herrlichkeit beziehungsweise Strafe. Die Kirche lehrt, daß es drei Grade der Herrlichkeit gibt. Immer wenn die Chinesen von einem Tyrannen beherrscht wurden, hat es im Volk geheißen, es werde ein wahrer Himmelssohn herabsteigen, das Volk erretten und sein neuer König werden. Die Chinesen erkennen auch Wesen und Notwendigkeit des Gegensatzes.

Als ich all dies festgestellt habe, wurde mir klar: mein Volk hatte die Wahrheit

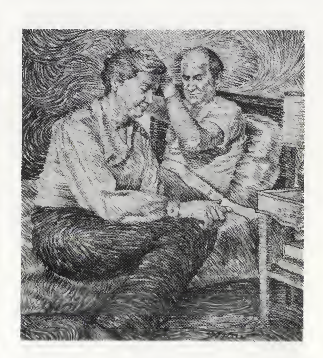
einmal gehabt. Seitdem haben sich die Chinesen aber nur eine sehr verschwommene Vorstellung davon bewahrt. Doch ehren sie diese Lehren auf ihre Weise. Ich weiß jetzt, daß ich kein Verräter an meinen Ahnen bin, weil ich mich der Kirche angeschlossen habe, und daß ich auch keinen „fremden“ Gott anbete.
In den langen Jahren seit meiner Taufe haben meine Eltern und Freunde mich schließlich als Heiligen der Letzten Tage akzeptieren gelernt: als komischen Menschen, der keinen Wein trinkt, keinen Tabak raucht, keine Geliebte hat und unglaublicherweise sogar manchmal nichts ißt. Sie meinen, ich hätte keine Freude am Leben. Doch ich habe eine Freude und einen Frieden im Herzen gewonnen, die ihr Verständnis übersteigen. □

Andrew Kuang I Pan ist Geschäftsmann und Hoherrat im Pfahl Taipe, Taiwan.

Er hat mir die Hände aufgelegt

Anna-Greta Malm

Ich war sehr glücklich — der Zweite Weltkrieg war gerade zu Ende gegangen. Wir waren noch nicht lange verheiratet, und unser erstes Kind war angekommen. Ich liebte meinen Mann sehr, und ich spürte, wie ich durch seine Liebe für mich immer mehr aufblühte. Dann trat



im Herbst 1946 auf einmal eine drastische Veränderung ein. Mein Mann kam nach Hause und berichtete strahlend, er habe einen Schatz gefunden, der kostbarer sei als alles andere, nämlich das Evangelium Jesu Christi.
Mir war elend zumute. Ich habe seine Erklärungen nicht hören wollen. Als er sich am 7. Januar 1947 taufen ließ, hatte ich das Gefühl, zwischen uns habe sich eine unüberbrückbare Kluft aufgetan. Die darauffolgenden neun Monate waren beinah unerträglich.
Dann wachte ich eines Morgens auf und fühlte mich besonders unglücklich. Irgendwie *erkannte* ich, daß ich im Unrecht war — mein Mann hatte mir wirklich die Wahrheit gesagt, und ich mußte mich seiner Kirche anschließen. Trotz meiner Verwirrung erkannte ich, ich mußte mich taufen lassen, und am 8. November 1947 hat mein Mann mich in neues Leben gebracht. Es war der glücklichste Tag in meinem ganzen Leben — erfüllt von einer Freude, die sich nicht beschreiben läßt.

1957 sind wir im Tempel in der Schweiz mit unseren Kindern aneinander gesiegelt worden. Es war ein wunderbares Erlebnis für uns — und darüber hinaus von größter Bedeutung. Mein Mann war krank. Nach zwei schwierigen Operationen erfuhren wir, daß er nicht mehr lange zu leben hatte.

Trotz allem waren diese letzten Tage in seinem Leben fast glücklich. Zuweilen waren wir voll Freude darüber, daß wir die Unterstützung des Evangeliums empfangen hatten, und wir haben Tränen der Dankbarkeit vergossen, weil sein Tod uns ja nicht für immer trennen würde.
Doch kam es auch immer wieder vor, daß Kummer und Leid mich überwältigten. Wie sollte ich ohne meinen Mann als Gefährten zurechtkommen? Wie sollte ich der Verantwortung gerecht werden, meine Kinder so zu erziehen, daß sie selbst ein starkes Zeugnis hatten? Wie sollte ich finanziell zurechtkommen?

Als diese Sorgen mich einmal sehr bedrückten, hat mein Mann gefragt: „Anna-Greta, soll ich dir einen Segen geben?" Er setzte sich im Bett aufrecht hin, legte mir die schwachen Hände auf und segnete mich kraft seines Priestertums mit der Fähigkeit, mit allen meinen Aufgaben gut fertig zu werden. Dieser Segen ist mir all die Jahre hindurch seit seinem Tod immer sehr gegenwärtig. Wenn ich mich in einer schwierigen Lage befunden habe, habe ich manches Mal für mich gedacht: „Du hast von deinem Mann einen Segen bekommen, daß du mit diesen Schwierigkeiten fertig werden wirst", und dann habe ich wieder seine schwachen und doch so kraftvollen Hände auf meinem Kopf gespürt. Und ich habe die Schwierigkeiten immer wieder überwunden.
Meine Kinder sind jetzt verantwortungsbewußte Väter und Mütter einer neuen Generation von Heiligen der Letzten Tage und dienen dem Vater im Himmel von Herzen gern. Und ich habe teil an ihrer Freude. Wie dankbar bin ich, daß der Herr mich nicht hat fallen lassen, weil ich nicht auf ihn hören wollte! Wie dankbar bin ich für die Bande des Priestertums, die mich wieder mit meinem lieben Mann vereinen werden und die uns doch all die Jahre hindurch trotz der Trennung die Nähe zueinander bewahrt haben. □

Anna-Greta Malm ist Mutter von fünf Kindern und Seminarlehrerin in der Gemeinde Jönköping in Schweden.

Er hat uns durch das stürmische Meer geführt

Kelikupa Kivalu

1966 sind wir, meine Frau Manuake'ifanga und ich, in Tonga auf Mission berufen worden. Als erstes wurden wir beauftragt, in dem Dorf Holonga auf der Insel Vava'u einen Zweig zu gründen. Wir sollten dort so lange bleiben, bis wir das geschafft hatten. Es war ein sehr schwieriger Auftrag, da die Leute dort die Mormonen haßten. Selbst der Dorfhäuptling ließ uns nicht in sein Haus ein. ▶ *Seite 19*








Papierpuppen auf der ganzen Welt





Illustriert von Lynn Titleman





Robert L. Backman
vom Ersten Kollegium der Siebzig



VON FREUND ZU FREUND

Unser Vater im Himmel hat uns in seiner Liebe mit 18 Enkelkindern gesegnet, die die Freude meines Lebens sind. Ich liebe sie so sehr, daß ich es kaum sagen kann. Wenn sie bei uns zu Hause sind und ich ihr frohes Lachen höre, dann weiß ich, daß ich reich bin. Und wenn sie mir sagen, daß sie mich liebhaben, zerspringt mir das Herz fast vor Freude.

Diese Kinder haben mir viel über Glauben und Liebe beigebracht. Ich weiß nun, was der Heiland ausdrücken wollte, als er die Kinder um sich scharte und sagte:

„Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen" (Matthäus 18:3).

Vor zwei Jahren war eine unserer Töchter schwer krank und lag wochenlang im Krankenhaus. Wir alle waren in großer Sorge. Michelle — eines meiner Enkelkinder — schlug bei einem Familienabend vor, daß ihre Familie für ihre Tante fasten solle. Alle waren einverstanden. Ohne viel Aufhebens fastete Michelle am nächsten Tag. Ja, sie bat sogar, während der Mittagszeit im Klassenzimmer bleiben zu dürfen, damit sie nicht in Versuchung geführt würde, etwas zu essen. Ihr jüngerer Bruder Neal war nicht ganz so erfolgreich. Als er heimkam, weinte er. Er hatte nämlich der Versuchung nicht widerstehen können, ein Keks zu nehmen, das ihm ein Schulkamerad angeboten hatte. Ich war stolz auf meine beiden Enkelkinder.

Die sechsjährige Charlotte gab bei einer der letzten Fast- und Zeugnisversammlungen Zeugnis. Sie sagte, wie lieb sie ihre Eltern, die Kirche

und Präsident Kimball habe. Zum Erstaunen der Eltern stand gleich darauf auch die dreijährige Laura auf. Ihr Zeugnis war kurz, aber machtvoll: „Ich weiß, daß meine Schwestern mich gern haben, und ich habe sie auch lieb.“ Dann setzte sie sich nieder.

Tyler — er ist fünf Jahre alt und kann es kaum erwarten, endlich in die Schule gehen zu dürfen — betet so verständig wie ein Erwachsener. Seine Gebete sind persönlich, und jedes ist anders, wenn er mit dem Vater im Himmel spricht. Sein jüngerer Bruder Brandon folgt diesem Beispiel. Obwohl man seine Worte schwer versteht, spricht aus ihnen doch seine Liebe zum Vater im Himmel.

Wenn ich meine Enkelsöhne frage, was sie mit 19 Jahren tun werden, erklären sie alle: „Ich hoffe, daß ich auf Mission berufen werde.“ Sie sparen auch alle schon dafür, und unsere Enkeltöchter sparen, um sich auf eine ewige Ehe vorzubereiten.

Vor nicht allzu langer Zeit sind wir zum Familienabend bei der Familie einer unserer Töchter zu Gast gewesen. Ihr Mann ist Siebziger und hat viel mit Missionsarbeit zu tun. Wir kamen aus dem Staunen kaum heraus, als Robbie — er ist acht und wurde vor kurzem getauft — die Mappe seines Vaters holte und mit uns eine Missionarsdiskussion führte. Ich würde gern einmal sein Missionspräsident sein.

Joey, der ältere Bruder von Robbie, Dan und Melissa, ist geistig zurückgeblieben. Er lebt in einem Heim in American Fork. Wenn seine Geschwister ihn besuchen, spielen sie mit ihm und den anderen Kindern. Es ist wirklich ein heiliges Erlebnis, zu sehen, wie sie ihm ihre Liebe zeigen. Sie freuen sich, wenn sie Joey und seine Freunde glücklich machen können. Dann kehren sie gestärkt und durch diese Erfahrung reicher nach Hause zurück. Sie haben einander wieder mehr lieben gelernt.

Als wir bei der Taufe unserer Enkelkinder dabei waren, haben wir uns mit ihnen darüber gefreut, daß sie nun Mitglieder der Kirche geworden sind. Amy hat nach ihrer Taufe ganz unschuldig in ihr Tagebuch geschrieben: „Es war lustig, getauft zu werden, denn nun bin ich Mitglied der Kirche . . . Jetzt ist alles vorüber, ich habe keine Sünden mehr und brauche mir keine Sorgen zu machen.“ Ein wunderschöner Anblick ist es für mich, diese Kinder vertrauensvoll nach der Hand ihres Vaters greifen zu sehen, während sie in das Taufbecken steigen. Und nie werde ich vergessen, wie ich gemeinsam mit anderen Priestertumsträgern meine Hände auf ihren Kopf legen durfte, als sie als Mitglied der Kirche bestätigt wurden und ihr Vater ihnen die Gabe des Heiligen Geistes übertrug und seinen väterlichen Segen hinzufügte.

Ich sehe nicht nur aus wie ein stolzer Großvater, ich bin tatsächlich einer, genau wie eure Großväter auf euch stolz sind. Unsere Enkelkinder sind unser Schatz. Sie sind auserwählte Geister, die uns vom Vater im Himmel anvertraut sind. □



MICHAELS FAMILIE

Betty Lou Mell

Meine Mutter hat erzählt, daß wir nur ein Bündel Kleider, eine zerlesene Bibel und einander hatten, als wir von Dublin in Irland nach Amerika kamen. In unserem Herzen brachten wir Liebe und Hoffnung mit.

Als ich knapp zehn Jahre alt war, übersiedelten wir in ein kleines Haus mit einem Stückchen Land in der Nähe des Zusammenflusses des Susquehanna und des Juniatakanals in Pennsylvanien. Vater, groß und stark, zog den Pflug. Und Mutter, klein, aber fest entschlossen, lenkte ihn. Beim Arbeiten sangen sie, und ich freute mich, wenn ich hinter ihnen her ging und Saatkartoffeln in die reiche, schwarze Erde legte.

Manchmal sammelten wir auch beim Fluß Beeren, die wir in Kübel taten.

„Heute habe ich den Booten auf dem Kanal zugesehen, Vater", sagte ich lächelnd. „Sie sind mit den verschiedensten Waren voll beladen."

„Ja, wir sind wirklich in ein besonderes Land gekommen, Michael“, stimmte mein Vater zu.
Obwohl wir in der Stadt Kartoffeln und Beeren verkauften, schienen wir doch nie genug Geld zu haben. Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, ging Vater eine Zeitlang fort, um Arbeit zu suchen. Bevor er ging, küßte er Mutter und führte mich zu meinem Bett. Dort hob er die Matratze auf und steckte einen Dollar darunter. „Da hast du“, sagte er leise. „Ich gehe fort, um Arbeit zu suchen. Ich gehe nicht gerne, aber ein Mann muß seine Familie ernähren. Paß gut auf Mutter auf, während ich fort bin, und denke an das Geld, wenn du es wirklich dringend brauchst.“
Vater glättete die Matratze und fragte: „Verstehst du, was ich meine, Michael?“
Ich schluckte schwer und sagte: „Ich verstehe, Vater.“
Mutter und ich standen bei der Hecke und winkten, bis Vater auf der alten Poststraße verschwand. Danach wischte sie sich die Augen trocken und ging ins Haus zurück. „Wir werden weiterhin Kartoffeln pflanzen und Beeren suchen, Michael.“
Ich nickte und ging zum Pflug, fest entschlossen, meine Aufgabe zu übernehmen. Aber so sehr ich auch zog und zerrte, die Furchen schienen nie tief genug zu sein.
Die Zeit verging — Maultiere zogen die Boote auf dem Kanal, die Kartoffeln wuchsen, ich pflückte Beeren und hackte Holz. Aber Mutter sang nicht mehr.

Eines Nachmittags sah ich ein Boot auf dem Kanal, das übervoll beladen war und nur ganz langsam vorwärts kam. Der Maultiertreiber fluchte und schlug das Leittier, aber es bockte und schrie bloß.

„Du faules Tier!“ schrie der Treiber und schlug das arme Tier, bis es sich weiter vorwärtskämpfte. Wenn sie zu einer Uferböschung kamen, ging das Maultier auf die Knie und bewegte den Kopf hin und her. Ich dachte daran, wie ich selbst den Pflug ziehen mußte und rannte hin, wo der Treiber gerade das Geschirr des Maultieres losmachte.

„Du faules, nichtsnutzes Tier! Du wirst jetzt an den Schlachthof verkauft! Das ist einmal klar!“ brüllte der Treiber.
„O, nein!“ bat ich. „Verkaufen Sie es nicht an den Schlachthof. Es hat sich doch so sehr bemüht.“
„Geh du nach Hause, Junge!“ brummte der Treiber. „Ich kann das tote Tier nicht hier liegenlassen, es verstellt doch den Weg.“
„Es ist noch nicht tot!“ weinte ich, „es ist bloß müde.“

„Aber gleich wird es tot sein!“, sagte der Treiber und griff nach seinem Gewehr.
„Bitte nicht!“ bettelte ich und hob die Hände.
„Junge, verschwinde!“
„Ich kaufe das Tier“, stammelte ich schnell.
Der Treiber drehte sich zu mir um und lachte.
„Ich . . . ich habe einen Dollar.“
Der Treiber hörte zu lachen auf und

rieb sich das Kinn. „Einen Dollar? Das bekomme ich wahrscheinlich auch vom Schlachthof. Mir soll es recht sein“, nickte er. „Du kannst es haben.“
Ich rannte nach Hause und hob die Matratze hoch. Dabei fragte ich mich, ob Vater dies als Verschwendung ansehen würde. Ich blickte zum Kanal und dachte an das Maultier. „Jedes Lebewesen ist einen Dollar wert!“ dachte ich bei mir.
Als der Treiber den Dollar nahm, lachte er; dann deutete er mir, Platz zu machen, damit er mit seinem Gespann weiterfahren konnte. „Und denk daran“, rief er über die Schulter zurück, „es ist jetzt deine Sache, den Weg freizumachen!“
Ich sah dem Boot nach, wie es um die Biegung verschwand, dann kniete ich nieder und redete dem Tier gut zu: „Komm, wir müssen nach Hause gehen.“
Das Maultier rollte seine großen braunen Augen und sah zu mir auf; meine eigenen Augen verfinsterten sich, als es aufstand und gehen wollte, aber im hohen Gras niederfiel. Nach dem Essen steckte ich ein paar Möhren in einen Sack und rannte zu dem schwachen Tier. Traurig sah es mich an und fraß nur eine Möhre.
„Es geht schon“, schluchzte ich. „Ruh dich nur aus, altes Maultier; ich schlage dich nicht.“ Ich deckte seinen knorrigen Rücken mit einem Sack zu und rannte wieder nach Hause.
Eine Woche ging vorüber, und es gelang mir, das Tier geheimzuhalten; dabei betete ich, daß es nicht sterben würde. Als ich mich dann eines Tages von ihm abwandte, um nach Hause zu gehen, stellte sich das Maultier auf seine wackeligen Beine und schrie. Ich war sehr überrascht. „Komm, alter Junge“, drängte ich. „Komm mit mir.“
Das alte Maultier spitzte die Ohren, machte einen Schritt und blieb dann stehen. Ich nahm es um den Hals und flüsterte: „Das paßt schon, liebes Tier. Ruh dich aus.“
Ich aber lief nach Hause, um das Land zu pflügen; Mutter hielt mir die Riemen, während ich das Geschirr für den Pflug anlegte. Plötzlich hörte ich den Eselsschrei des Maultieres, und als ich aufblickte, kam es quer über das Feld direkt zu mir her! Sachte schob es mich mit seiner Nase zur Seite und nahm meinen Platz vor dem Pflug ein.
„Was ist denn da los, so etwas habe ich noch nie gesehen?“ sagte Mutter ganz überrascht. „Wem gehört das Maultier denn, Michael?“
„Es gehört uns, Mutter!“ lachte ich. „Ich habe es um einen Dollar gekauft!“
Das Maultier pflügte den ganzen Vormittag — eine gerade, tiefe Furche nach der anderen —, und es wurde nicht müde. Mutter lächelte vom Fenster her. Sie war im Haus und backte Brot, während das Maultier und ich pflügten.
Eines Abends, als wir beim Abendessen saßen, hörten wir, wie jemand an die Haustüre klopfte. Mutter öffnete, und draußen stand der Maultiertreiber und blickte finster drein. „Ihr habt mein Maultier!“ schrie er

und hob den Finger gegen mich. „Ich hole es mir!“
„Ich habe es doch um einen Dollar gekauft!“
„Ja, aber da war es im Sterben!“ brummte der Treiber. „Man hat gesehen, daß es gesund ist und einen Pflug gezogen hat! Da hast du deinen Dollar wieder!“
„Mutter“, bat ich unter Tränen.
„Mein Sohn möchte den Dollar nicht wiederhaben“, erklärte Mutter. „Das war nicht vereinbart.“
Das Gesicht des Treibers wurde vor Zorn dunkelrot, und er warf den Dollar über die Schwelle. „Dann nehme ich es mir jetzt selbst“, schrie er.
Ich lief zum Stall und band das Tor zu, aber der Treiber schob mich zur Seite und riß es auf. Er ergriff das Halfter und erhob die Peitsche, aber das Tier stemmte sich dagegen und schrie. Dann sah ich einen großen Schatten plötzlich aus dem Nichts auftauchen, und eine große Hand nahm dem Treiber die Peitsche aus der Hand.
„Wer droht meiner Familie und meinem Zuhause?“ hörte ich die zornige Stimme meines Vaters dröhnen. Der Treiber sah zuerst meinen Vater an und ließ dann das Halfter los. „Macht nichts“, murmelte er, „dieses alte Tier kann ohnehin nicht mehr arbeiten.“
Vater hatte den Arm um Mutter gelegt, als der Treiber wieder zum Kanal ging. „Ist es ein nutzloses Maultier, Michael?“ fragte Vater.
„Nein. Es arbeitet für mich“, erklärte ich.
„Dann hast du den Dollar gut verwendet“, versicherte Vater. „Ich habe gearbeitet und nur den Lohn von zwei Wochen in der Tasche. Ich habe meine kleine Familie sehr vermißt. Nun bleibe ich wieder zu Hause. Irgendwie werden wir schon genug Geld verdienen“, sagte er und lächelte hoffnungsvoll.

„Ja, wir werden genug zum Leben haben“, stimmte Mutter zu. Sie war wieder glücklich. „Das Maultier verrichtet die meiste schwere Arbeit, und der Garten ist größer, so daß wir mehr Kartoffeln werden verkaufen können. Ich kann mit den Beeren Kuchen backen, und du mußt einen Wagen bauen, den das Maultier mit unseren Waren in die Stadt ziehen kann.“

„Warte doch ein wenig“, lachte Vater. „Zuerst muß ich meine Lieben umarmen.“

Wir hatten auch weiterhin wenig Geld, aber wir waren wieder alle beisammen. Ich wußte ganz sicher, daß nicht alle Güter, die wir besaßen, auf den Tisch gelegt und gezählt noch in der Stadt verkauft werden konnten. Einige Güter, wie die Liebe, die ehrliche Arbeit meiner Eltern und der treue Dienst meines Maultieres, können nie mit Geld gekauft werden. Sie sind kostbare Gaben, die man kostenlos bekommt, wenn man sich darum bemüht. Und wenn die Reichtümer des Herzens gezählt werden könnten, dann wüßte alle Welt, wie reich wir waren, als Vater und Mutter gemeinsam sangen und ich zum Manne heranwuchs. □

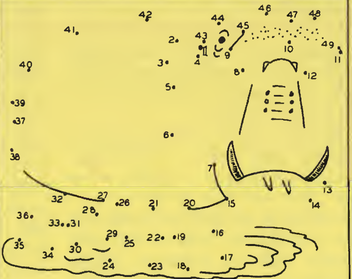


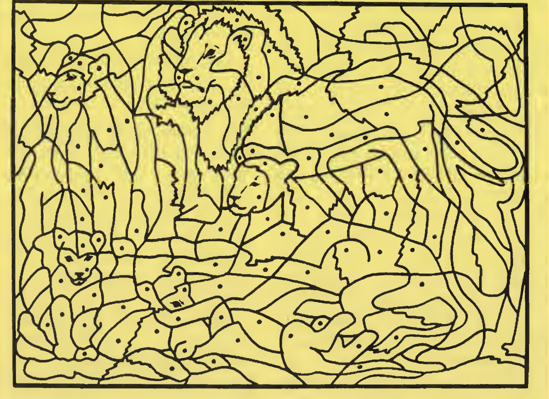
Das macht Spaß

Roberta L. Fairall



In letzter Zeit sieht sie immer so müde aus, Herr Doktor!





Male alle Felder mit einem Punkt gelb an. Darüber kannst du noch ein bißchen hellbraun malen, und dann hast du ein Rudel Tiere vor dir.

An einem regnerischen Tag sind wir durch den ganzen Ort gelaufen und haben versucht, mit den Leuten zu reden, bis uns schließlich ein Mann und eine Frau namens Vaia und Elone eingelassen haben. Sie wohnten am Rand von Holonga. Wir haben sie das Evangelium gelehrt und uns durch sie mit weiteren Dorfbewohnern angefreundet und in viele Häuser Einlaß gefunden. Zwei Monate später hatte die Missionspräsidentschaft dort bereits einen Zweig gegründet. 116 Leute kamen hin, und 46 davon waren Mitglieder. Dann wurden wir als Zonenleiter berufen.

Ein anderes Mal kamen uns auf Mission Elder Sione Ma'ake Mafi und Elder Filipe Nau besuchen. Zu viert haben wir die Missionare auf der Insel Hunga besucht. Dort haben wir einen Tag lang alle zusammengearbeitet und wollten dann abends auf einem kleinen Dampfer nach Nuiafa, der Insel, von der wir gekommen waren, zurückkehren. Doch als wir



in tiefes Wasser kamen, wurde der Wellengang so schlimm, daß wir nicht weiterkamen. Wir waren völlig durchnäßt und froren sehr, deshalb haben wir den Kapitän gebeten, uns an der nächsten Insel von Bord gehen zu lassen. Er willigte ein, doch statt zum Anlegeplatz zu fahren, fuhr er zu einer Seite der Insel, wo ein Schiff unmöglich landen konnte. Es war ein gefährliches Gebiet, weil die rauhe See die steilen Klippen ständig umspülte. Das Wasser war sehr tief, und um auf die Insel zu kommen, mußten wir die senkrecht ansteigenden Klippen hochklettern. Der Kapitän befahl uns, einer nach dem anderen über Bord zu springen und zu den niedrigen Felsen an der Küste zu schwimmen. Ich habe ihn gebeten, uns doch bitte zum Anlegeplatz zu fahren und uns dort von Bord gehen zu lassen, weil meine Frau nicht schwimmen konnte. Ich habe ihm sogar den doppelten Fahrpreis geboten. Doch all mein Flehen war umsonst. Als wir zu der Stelle kamen, wo wir von Bord springen sollten, wurde uns klar, welchen Haß der Mann der Kirche gegenüber empfand.

Elder Mafi war mit dem Meer bestens vertraut, und was mich betrifft, so war dies die Insel, auf der ich zur Welt gekommen und aufgewachsen war. Doch haben wir uns alle Sorgen um meine Frau Manu gemacht. Unglücklicherweise hatte die Flut gerade ihren höchsten Stand erreicht, und die Felsen, zu denen wir hinschwimmen sollten, waren vom Wasser bedeckt. Elder Nau ist als erster gesprungen. Dann hat der Dampfer einen Kreis gezogen, und ich bin abgesprungen und auf die Felsen zugeschwommen. Beim dritten Mal wurde unsere Kleidung und Ausrüstung über Bord geworfen. Beim vierten Mal ist dann meine Frau gesprungen, und als sie sprang, schien für sie ein Pfad zu entstehen. Nur dort, wo sie war, wurde das Wasser ganz seicht, und so gelangte sie bis zu den Felsen. Beim fünften Mal sprang Elder Mafi. Dann drehte der Dampfer ab.

Als wir uns umsahen, wo wir die Klippen hochklettern sollten, haben wir ein überhängendes Riff mit einem Loch gefunden, in dem ein kleiner Baum wuchs. Wir mußten auf den Baum steigen und durch das Loch kriechen, dann kamen wir an Land. Das Loch war allerdings gerade groß genug für einen, und der Baumstamm war recht dünn und schwach. Elder Nau hat den Anfang gemacht und ist mit viel Mühe oben angekommen. Dann bin ich ihm gefolgt. Jetzt standen meine Frau und Elder Mafi noch unten. Manu fühlte sich sehr schwach und konnte den Baum nicht hochklettern. So hat Elder Mafi sich hingekniet, und Manu hat sich auf seine Schultern gestellt. Elder Nau und ich haben von oben jeder einen Arm gegriffen und sie mit größter Anstrengung durch das Loch gezogen. Als wir alle oben waren, sind wir drei Meilen bis zum nächsten Dorf marschiert. Dort haben wir erst einmal gegessen und sind dann noch einmal zwei Meilen bis zu dem Dorf Matamka gegangen. Nach einer stürmischen Kanufahrt sind wir dann schließlich doch noch zu Hause angekommen.

Ich werde immer dankbar sein für die Liebe und den wunderbaren Schutz, den Gott uns an dem Tag erwiesen hat. Und wir haben später sogar erfahren: der Kapitän, der die Mormonen so sehr haßte, daß er sie mitten in einem Sturm an Felsenklippen von Bord geschickt hat, hat sich später der Kirche angeschlossen! □

Als ich sechzehn war, bin ich mit meinem gerade erworbenen Führerschein und dem Auto meines großen Bruders mit einem Freund in Hollywood auf dem Sunset Boulevard ins Kino gegangen. Als wir wieder herauskamen und auf den Parkplatz zugingen, kamen uns ein Mann und eine Frau entgegen. Die Frau blieb stehen, sah mir direkt in die Augen und schrie mich an: „Tu Buße und kehr um!"
Ich habe im Weitergehen kein Wort dar-

MIT 55 UMKEHREN ?

Michael V. Lee



über verloren, doch im stillen habe ich mir geschworen: „Ich werde Umkehr üben, wenn ich fünfundfünfzig bin.“ (Damals erschien einem fünfundfünfzig als das Alter, wo das Leben sowieso keinen Sinn mehr hatte; deshalb war es dann wohl klüger und leichter, Umkehr zu üben, als mit sechzehn.)

Zwei Jahre darauf trat an meiner Schule eine Gruppe auf, die von der Freude erzählte, die sie empfunden hatten, als sie Umkehr geübt und „Jesus Christus angenommen“ hatten. Ich gehörte damals zu keiner Kirche, doch die Begeisterung und Zuversicht der Leute fesselte mich sehr. An dem Abend habe ich dem Herrn (als ich gemütlich im Bett lag) ohne rechte Überzeugung gesagt, ich nähme Jesus Christus als meinen Erretter an. Dann habe ich auf das Gefühl gewartet, das die Gruppe in der Schule verheißen hatte, doch nichts geschah. Enttäuscht bin ich eingeschlafen, und morgens habe ich mir noch einmal vorgenommen, erst mit fünfundfünfzig Umkehr zu üben.

Ich habe angefangen zu studieren und mich verschiedenen Vereinigungen angeschlossen und bedenkliche Schwierigkeiten mit dem Trinken bekommen. Als ich einsah, daß ich immer abhängiger vom Alkohol wurde, habe ich versucht, mich zu ändern. Bald war allerdings klar, daß alle meine Versuche, mir das Trinken auszureden, nur Selbstbetrug waren.

Dann erfuhr ich, daß ein Schulfreund bei einem Autounfall, an dem ein betrunkener Autofahrer beteiligt gewesen war, tödliche Verletzungen erlitten hatte. Ich ging zur Beerdigung — und hörte eine Predigt, die mein Leben ändern sollte. Ich war zu spät gekommen und stand hinten in der geräumigen, überkonfessionellen Kapelle und hörte aufmerksam zu. Der Redner, der den Nachruf auf meinen Freund Lance hielt, sprach die inhaltsschwersten Worte aus, die meine verstockten Ohren je gehört hatten. Er hat gesagt: „Lance hat in zwanzig Jahren gefunden, was viele ihr Leben lang nicht finden — nämlich Jesus Christus!“

Diese Worte haben mir großen Glauben und große Hoffnung gegeben, doch haben sie mir auch klar gemacht, daß ich mein Leben radikal ändern mußte, wenn *ich* Christus finden wollte. Sie haben mir auch klargemacht: das weltliche Wissen, das mir soviel wert gewesen war, war zweitrangig gegenüber der Weisheit und Kraft, die ich aus dem Gehorsam gegenüber dem göttlichen Gesetz schöpfen konnte. Und in meinem Fall bedeutete dieser Gehorsam Umkehr.

An dem Abend habe ich in meinem Zimmer für mich allein mein Herz ausgeschüttet. Ich habe meine Sünden zugegeben und meine Gewissensforschung, die mehrere Stunden gedauert hat, damit abgeschlossen, daß ich mich dazu verpflichtet habe, ein wahrhaft christliches Leben zu führen.

Doch die Versuchungen in den darauffolgenden Tagen haben bewiesen, daß ich in bezug auf Selbstzucht noch ganz am Anfang stand. Drei Wochen lang habe ich in meinem Kampf gegen den Alkohol abwechselnd Erfolge und Niederlagen erlebt, dann bin ich wieder zum Herrn zurückgekehrt und habe ihm gesagt, daß mir meine Unbeständigkeit aufrichtig leid tue. Und ich habe ihm auch gesagt, wenn ich nicht bald irgendwie Hilfe bekäme, würde ich zu meinem alten Ich zurückkehren und versuchen, mit dem glücklich zu leben, was ich war. Die Angstzustände waren nämlich im

Lauf der Wochen so unerträglich geworden, daß ich sie nicht mehr aushalten konnte.
Von dem Zeitpunkt an habe ich mich schmerzlich danach gesehnt, Menschen mit vorbildlichem Charakter zu finden. Zum ersten Mal fiel mir etwas ein, was mein Vater viele Jahre zuvor zu mir gesagt hatte, als wir durch Salt Lake City gefahren waren: „Die Mormonen sind wirklich füreinander da." Außerdem fiel mir ein, daß Mormonen nicht trinken. Darauf habe ich mich mit einigen Bekannten über die Mormonenkirche unterhalten und etliche Antimormonengeschichten gehört. Ich habe aber auch erfahren, daß ein Freund Mormone war — er war zwar inaktiv gewesen, war aber später zur Kirche zurückgekehrt. Vier Tage nachdem ich den Herrn um Hilfe angefleht hatte, war ich auf einer Geselligkeit. Ich war fest entschlossen, ohne „Schwierigkeiten" über die Runden zu kommen. Ich habe Sprudel getrunken und bemerkt, daß Jeff, einer meiner Freunde, der Mormone war, das gleiche tat, und ich habe beschlossen, mit ihm zu reden. Ich bin quer durch den Raum gegangen und habe ihn angesprochen. Meine Frage hat uns beide überrascht, sie kam ganz spontan. „Jeff", habe ich gefragt. „Wo ist deine Kirche?"
Jeff wußte wohl um meinen Ruf, und er hat mich ungläubig angestarrt. „Warum fragst du?" meinte er schließlich.
Ich habe ihm erklärt, das wüßte ich selbst nicht so recht. Jeff hat aber gemerkt, daß es mir ernst war, und er hat mir versprochen, am nächsten Tag mit mir über meine Fragen zu reden.
Wir haben uns dann am nächsten Tag auch miteinander unterhalten, und ich habe ihm viele Fragen gestellt. Jeff konnte sie zwar nicht alle beantworten, doch hat er mir gesagt, er hätte zwei Freunde, die das könnten. Sie kämen Freitag abend zu ihm, um sich mit seiner Freundin zu unterhalten, die auch keine Mormonin sei, und ich könnte auch kommen. Ich war zwar dankbar für die Einladung, doch muß ich ehrlich zugeben, daß es für mich ein großes Opfer war, um der Religion willen auf die Geselligkeit am Freitagabend zu verzichten.
Und als ich dann die Missionare zum ersten Mal gesehen habe — mit weißem Hemd und Krawatte — habe ich mir gesagt, ich wäre wohl doch besser ausgegangen. Diese beiden jungen Missionare konnten mir bestimmt nichts beibringen.
Ich sah mich dann allerdings gezwungen, meinen ersten Eindruck zu revidieren. Ich habe gespürt, welche Kraft ihr Zeugnis hatte, und ich habe das Gefühl gehabt, daß sie mir wirklich etwas zu bieten hatten. Deshalb habe ich die Diskussionen fortgesetzt. Allerdings hatte ich Zweifel und konnte das, was mir die Missionare gesagt haben, nicht immer mit dem in Einklang bringen, was ich im Studium gelernt hatte.
Zur dritten Lektion kam ich etwas zu früh an, doch statt hineinzugehen, bin ich draußen geblieben und habe gebetet. Ich habe den Herrn gebeten, mir während der Diskussion doch irgendwie zu sagen, ob die Kirche wahr sei oder nicht. Dann bin ich in Jeffs Wohnung gegangen.
Kurz nachdem wir mit der Diskussion angefangen hatten, kam ein unbeschreibliches Gefühl über mich. Ich wußte, es war eine wirkliche Kraft — der Einfluß des Heiligen Geistes. Er durchdrang mich mit großer Macht von Kopf bis Fuß. Mit jeder Faser meines Seins

erkannte ich: die Kirche war wahr, ich würde mich taufen lassen, und ich würde Missionar werden. Ich habe keine Stimmen gehört und keine Lichter aufblitzen sehen, doch ich wußte, was ich empfand, war wirklich.
Als ich das Zimmer verlassen habe, hatte ich nicht im geringsten mehr den Wunsch, Unrecht zu tun. Von dem Augenblick an hätte es überhaupt nicht mehr zu mir gepaßt, das Wort der Weisheit zu brechen. Ich habe ein paar sehr heilige Erlebnisse gehabt, und schon vor meiner Taufe konnte ich anderen Wahrheitssuchern Zeugnis geben.
Am 26. November 1972 habe ich mich taufen lassen und habe angefangen, für eine Mission zu sparen. Bis zum nächsten Sommer hatte ich 600 Dollar gespart. Dann hatte ich eine Unterredung mit meinem Pfahlpräsidenten. Er hat mich gefragt, wann ich auf Mission gehen wollte, und ich habe ihm geantwortet, im Dezember.
„Warum im Dezember?" hat er gefragt. Ich habe ihm erklärt, daß ich bis Dezember die Hälfte des Betrages gespart haben würde, den ich für meine Mission brauchte (rund 1800 Dollar). Die andere Hälfte würde von meinem Ältestenkollegium kommen.
Doch mein Pfahlpräsident schlug mir vor, ich solle mich auf Oktober einstellen. Darauf habe ich ihm erklärt, damit würde dem Ältestenkollegium eine schwere Last aufgebürdet, auch fände ich es nicht gut, daß sie zuerst die Hälfte für meine Mission aufbringen sollten. Wir haben eine Weile hin- und hergeredet, doch bestand ich auf meinem Entschluß, und schließlich haben wir uns auf Dezember geeinigt.
Auf dem Heimweg habe ich mich richtig elend gefühlt. Einerseits wollte ich mich meinem Pfahlpräsidenten nicht widersetzen, andererseits wußte ich auch nicht, wie ich bis Oktober bereit sein sollte. Doch dann kamen mir auf einmal alle möglichen Fragen in den Sinn: „Was fährst du denn da?" Ein Auto. „Und wessen Auto?" Meines. „Warum verkaufst du es nicht?" In Ordnung. „Und was hast du zu Hause alles?" Eine Stereoanlage, ein Surfbrett, Ski usw. Die Fragen hörten nicht auf, und bis ich zu Hause ankam, hatte ich im Geist schon alles verkauft, was ich besaß!
In meinem Zimmer habe ich mir etwas zu schreiben genommen und ausgerechnet, wieviel ich bis Oktober zusammenhaben würde, wenn ich alles verkaufte. Und siehe da: wenn alles gutging, konnte ich die 1800 Dollar aufbringen. Also habe ich meinen Pfahlpräsidenten angerufen und ihm gesagt, ich würde doch im Oktober gehen. „Ich habe es gewußt", sagte er.
Ich bin noch sparsamer geworden, und ich bin mit Inspiration gesegnet worden. Auf wunderbare Weise haben sich mir manche Möglichkeiten aufgetan. Und im Oktober hatte ich 3600 Dollar zusammen! Ich konnte nach Plan abreisen und dazu meine Mission vollständig selbst finanzieren.
Während ich das Evangelium gepredigt habe, habe ich erlebt, daß aus meinen früheren Schwächen Stärken geworden waren. Und wenn ich mit Leuten geredet habe, die Umkehr und Engagement aufschieben wollten, konnte ich ihnen erzählen, was ich von meinem Freund Lance, von den Missionaren und vom Heiligen Geist gelernt hatte.
Und warum sollte man auch die Freude an einem geregelten Leben, ein ruhiges Gewissen und ein Zeugnis vom Erretter auf später verschieben? □

Zwei allein – drei miteinander

Aksel Tanner

Wir hatten uns entschlossen, uns den Stromschnellen anzuvertrauen. Die Strömung war so stark, daß man den Fluß einfach so nehmen mußte, wie er kam. Da hörte das Schäumen und Brausen der Wirbel auf einmal auf. Einen Augenblick lang schien alles still zu stehen. Der Wind ließ nach, der Fluß wurde ganz still, unser Herzschlag verlangsamte sich ein wenig, und wir atmeten fast schon wieder normal. Doch im nächsten Augenblick sahen wir etwas,



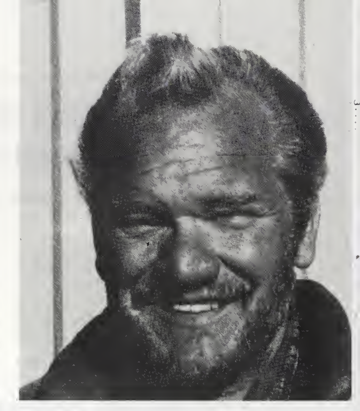
was uns noch mehr erschreckte als vorher die Stromschnellen — von einem Ufer zum andern zog sich eine ganz gerade Wasserlinie hin, und sie konnte nur eins bedeuten: einen *Wasserfall!*

Auf unseren Karten war kein Wasserfall eingezeichnet, doch jetzt war es zu spät, sich darüber Gedanken zu machen. Dieses Gebiet im kanadischen Nordwesten war noch nahezu unerforscht und wartete deshalb stets mit neuen Überraschungen auf. Wir konnten jetzt nur noch beten und es durchstehen.

Glücklicherweise war der Sturz nicht allzu schlimm. Doch die gewaltigen Strudel und das Wasser, das über uns hereinbrach, waren zuviel für unser Kanu, und wir landeten im eiskalten Wasser, das nur drei Grad hatte. Wir wußten beide, daß wir allerhöchstens zehn Minuten hatten, um an Land zu kommen, weil wir sonst erfroren. Unsere Kraft und Ausdauer wurden bis aufs äußerste geprüft, doch irgendwie haben wir uns selbst und unser Boot doch noch auf die Felsen gezogen, ehe wir zusammenbrachen.

Mein Sohn und ich waren durch ganz außergewöhnliche Umstände von Salem in Utah, wo wir wohnen, zu unserem Abenteuer im Nordwesten gekommen. Diese 700-Meilen-Reise hätte ich ohne Weisung vom Herrn nie unternommen. Mit siebzehn wollte Bob wie die meisten jungen Leute bei uns neben der Schule einen Job. Ein großer Teil seines Verdienstes sollte für seine Mission gespart werden. Er träumte schon sein Leben lang von einer Mission und sehnte sich danach, dem Beispiel seines Bruders David zu folgen, der in der Florida-Tallahassee Mission gedient hatte.

Doch die Arbeit hatte einen schlechten Einfluß auf Bob. Zuerst meinte er, er



stehe darüber, und so hätte es auch sein sollen, doch allmählich drang es doch durch. Meine Frau und ich hatten ihm dann empfohlen, sich andere Arbeit zu suchen, doch die zweite Stelle war schlimmer als die erste. Bald traten bedenkliche Veränderungen auf — er betete zum Beispiel nicht mehr allein für sich. Außerdem war auch sein Wunsch, auf Mission zu gehen, nicht mehr so stark, und er hat ein paar tausend Dollar von seinem Missionsgeld für Freizeit und Partys ausgegeben.

Zutiefst betrübt hatten seine Mutter und ich häufig gefastet und gebetet und den Tempel besucht. Eines Tages, als wir im Tempel in Provo saßen, kam die Antwort. Meine Frau sagte mir leise, sie habe ganz stark das Gefühl, wenn ich mit Bob zum Coppermine fahren würde, würde er seine Liebe zum Evangelium wiedergewinnen. Ich habe zuerst gedacht, sie sei verrückt.

Meine Söhne und ich hatten einige Jahre zuvor in einer Zeitschrift zum ersten Mal etwas über den Coppermine gelesen.



Sechs amerikanische Forscher hatten dort berichtet, wie sie 1974 als erste den ganzen Flußlauf nachgereist waren. Der Fluß zieht sich 300 Meilen weit durch die öde Tundra und mündet dann im Coronation-Golf in den arktischen Ozean. Auf den Karten sind 38mal Stromschnellen verzeichnet, und laut amtlichen Unterlagen erreichen manche davon auf einer Skala von null bis sechs eine Stärke von fünf. An einer Stelle sollen die Stromschnellen drei Meter hohe Wellen haben. Eine kanadische Gruppe hatte schon 1973 die gleiche Route in Angriff genommen, war aber wegen stürmischen Wetters zur Umkehr gezwungen gewesen.

Seit der Artikel erschienen war, hatten David, Bob und ich davon geträumt, den Coppermine zu bezwingen. Es war allerdings immer bloß ein Traum geblieben. Unsere Finanzen ließen nicht zu, daß wir bis zum Oberlauf flogen, deshalb hätten wir noch zusätzlich 400 Meilen weit kleine Seen durchpaddeln und die gesamte Ausrüstung zwischendurch über widriges Terrain tragen müssen, nur um bis zum Fluß zu gelangen. Wir hatten zwar alle beträchtliche Wildniserfahrung, doch wäre es eine äußerst beschwerliche Reise gewesen.

Doch ich wußte, daß meine Frau inspiriert worden war. Und ich vertraute darauf, daß der Herr mir das gleiche sagen würde, und noch ehe wir den Tempel verließen, habe ich die gleiche Antwort erhalten. Trotzdem konnten wir uns im voraus nicht vorstellen, was für eine Reise das werden würde.

Wir haben uns von den kanadischen Behörden Karten besorgt. David wollte seine Familie nicht allein lassen, und so haben Bob und ich uns darangemacht, unsere Reise ernsthaft in Angriff zu nehmen. Wir haben regelmäßig Sport getrieben, um die nötige Kondition zu erwerben. Und wir haben unsere Route festgelegt. Unsere Karten dafür hätten 45 Quadratmeter eingenommen, wenn wir sie alle auf einmal aufgeschlagen hätten. Wir waren schon oft in der Wildnis gewesen und hatten manchen Fluß bereist und haben uns deshalb beim Zusammenstellen von Lebensmitteln und Ausrüstung auf unsere Erfahrungen verlassen.

Nach viermonatigem Planen und Forschen hatten wir jedes Eckchen in unseren Rucksäcken und anderen Taschen ausgenützt, hatten unsere Trockenmahlzeiten mit viel Überlegung eingeteilt und alle zehn Meilen einen markanten Punkt und unsere Tagesstrecken eingetragen. Bei der Ankunft in Kanada wollten wir bei der Königlichen Kanadischen Berittenen Polizei bestimmte Formulare ausfüllen und unsere geplante Route und den vorgesehenen Ankunftstag angeben.

Am 23. Juni 1978 sind wir von Salem

fortgefahren. Fünf Tage später sind wir in Yellow Knife am Großen Sklavensee in Kanada angekommen. Dort haben wir unser Auto bei netten Mitgliedern der Kirche stehenlassen. Ernst wurde es erst, als sie uns dann 16 Meilen von ihrem Haus entfernt abgesetzt haben.

Wir mußten unsere gesamte Ausrüstung und unser Kanu insgesamt 91mal über Land tragen, ehe wir am Coppermine ankamen. Manchmal ging es nur ein paar hundert Meter weit. Die längste Strecke betrug zweieinhalb Meilen. Doch manchmal mußten wir auch zwei—, dreimal hin und her, bis wir alles an Ort und Stelle geschafft hatten. Die schwierigste Strecke zum Tragen auf der ganzen Reise ging durch ein verbranntes Gebiet, das mit Baumstümpfen und Asche bedeckt war. Da haben wir für zwei Meilen einundzwanzig Stunden gebraucht.

In den ersten zweieinhalb Wochen sind wir durch niedrige Tannenwälder gekommen. Dann fing die Tundra an — weit und eben und mit Hunderten von Seen übersät. Wir haben uns bald daran gewöhnt, einen See zu überqueren, dann Kanu und Ausrüstung zum nächsten Ufer zu tragen und wieder von vorn anzufangen. In den ersten Tagen hatten wir außer den Moskitos und den phantastischen Fischfangmöglichkeiten kaum Abwechslung.

Die Moskitos waren so zahlreich, daß sie schon Teil unseres Speisezettels wurden. Nach der ersten Woche waren wir so oft gestochen worden, daß wir aussahen wie zwei Murmelbeutel auf Beinen. Kopfnetz und Insektenabwehrmittel waren jetzt lebensnotwendig.

Beim Fischen dagegen wurden unsere wildesten Anglerträume Wirklichkeit. Fast jedes Mal, wenn wir die Angel auswarfen, haben wir auch etwas gefangen. Der kleinste Fisch, den wir gefangen haben, wog ungefähr zwei Pfund, der größte war gut einen Meter lang. Durchschnitt waren zwölf Pfund. Arktikäsche und Nordhecht am Lagerfeuer gebraten sind eine Delikatesse.

Manchmal sind wir erst durch Schaden klug geworden. Beispielsweise haben wir gelernt, daß sich Lederstiefel nicht für die Tundra eignen. Auf der Tundra sinkt man nämlich ständig zwischen 40 und 60 cm tief ein, und im Boden ist Dauerfrost. Das heißt, daß wir immer in Eiswasser gewatet sind und dauernd kalte Füße hatten. Außerdem haben wir festgestellt: je näher man dem Nordpol kommt, desto schwieriger wird es, sich anhand der Karte zu orientieren, weil der magnetische Norden sich ständig verschiebt und die Differenz zwischen dem magnetischen und dem geographischen Norden viel größer ist. (In Utah beträgt die Differenz 16 Grad. In der Arktis sind es dort, wo wir waren, 42 Grad.)

Unsere drastischste Erfahrung war jedoch, daß man sich unbedingt an seinen Plan halten muß. Nach dreieinhalb Wochen lagen wir um sechs Tage zurück. Das hieß, daß wir die letzten sechs Tage nichts mehr zu essen haben würden; wir mußten dann von dem leben, was wir finden konnten, und das hält noch mehr auf. In der Tundra gibt es als Brennmaterial nur Zweige, und wenn man soviel sammeln wollte, daß man Fisch braten konnte, brauchte man Stunden. Außerdem machte uns das Wetter Kopfzerbrechen. Im Nordwesten ist der Sommer manchmal wie der Winter in Utah, und das Wetter läßt sich nicht vorhersagen. Wir wußten, daß wir mit Schnee, Wind, Regenstürmen, Temperaturen unter

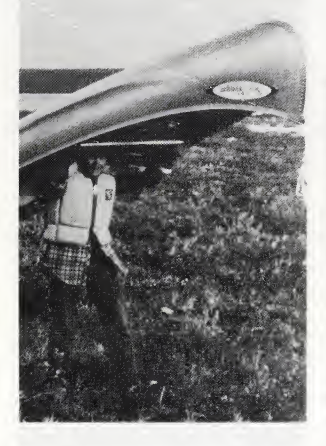
dem Nullpunkt und ab Mitte August mit dem Einbrechen des Winters rechnen mußten. Laut Plan sollten wir am 7. August ankommen, deshalb konnte uns eine Verzögerung von ein paar Tagen schon in arge Schwierigkeiten bringen. Wir bemühten uns deshalb jetzt, so schnell vorwärts zu kommen, wie wir nur konnten.

Die Dunkelheit war kein Problem, weil es die ganze Nacht hell war. Doch seelisch wie körperlich war die Belastung oft sehr groß. In sechs Wochen haben wir nur fünf ganze Sonnentage erlebt und nur an neun Tagen die Sonne überhaupt gesehen. Die wärmste Temperatur auf der ganzen Reise lag zwischen 13 und 16 Grad. Ansonsten waren wir ständig in trüben, grauen Nieselregen eingehüllt, außer wenn ein heftiger Sturm über uns herzog. Manchmal hat Bob mich angesehen und gesagt: „Vati, bist du einsam?" Und ich habe geantwortet: „Was glaubst du wohl!" Wir haben unsere Familie (ich habe auch noch neun Töchter) sehr vermißt, doch wir wußten, daß sie im Gebet und in Gedanken bei uns waren.

Wir sind immer gegen 8 Uhr morgens aufgebrochen und haben am folgenden Morgen um 1 Uhr angehalten. Selbst wenn unsere Muskeln unerträglich schmerzten, mußten wir weitermachen, weil uns nichts anderes übrigblieb. Und wir haben den Tag herbeigesehnt, an dem wir den Point-See erreichten, den ersten von mehreren längeren Seen. Dann mußten wir nicht ständig alles tragen, und außerdem hatten wir dann 300 Meilen zurückgelegt und konnten 100 Meilen weit auf den Seen weiterreisen, bis wir am Fluß ankamen.

Während wir uns so durch die Arktis kämpften, war die weisende und schützende Kraft des Geistes stets gegenwärtig. Wir haben die ganze Reise hindurch immer regelmäßig gebetet. Ich war mit gutem Beispiel vorangegangen — in der





Hoffnung, Bob würde es mir gleichtun. Das tat er auch. In der ersten Woche waren seine Gebete noch kurz und abgehackt. Doch je weiter wir in die Wildnis vordrangen, desto mehr war er mit dem Herzen dabei. Wir haben begonnen, wirklich mit dem Herrn zu reden. Er hat bitte gesagt, und als ich das hörte, wußte ich, er kam wieder zurück. Als wir dann mehrmals in äußerst schwierige Situationen gerieten, ging er immer mehr aus sich heraus. Manchmal haben wir am Tag ein dutzendmal und mehr gebetet. Und immer eindringlicher spürten wir, wir waren nicht zwei allein, sondern drei miteinander — ich, mein Sohn und der Herr.

Einmal paddelten wir an einem Spätnachmittag auf eine Flußmündung in den Starvation-See zu. Als wir an Land paddelten, rammte das Kanu einen Stein. Ganz in der Nähe sahen wir auf einmal einen riesigen Pelzhaufen. Ich habe ihn für ein totes Tier gehalten, bis er sich bewegte und Bob sagte: „Das ist ein Grizzlybär. Und er ist nicht tot, sondern er schläft." Wir waren keine dreißig Meter mehr von ihm weg. Plötzlich stand er auf. Ich habe gemeint, er würde weglaufen wie die meisten Bären, doch er war gereizt. Ihm sträubten sich die Nackenhaare, und er fing an, den Kopf vor- und zurückzuschwingen. Seine Kiefer bewegten sich — man konnte die Zähne aneinanderschlagen hören — und er hatte die Ohren angelegt. Ich griff nach meinem Fotoapparat und Bob nach dem Gewehr, doch bald sahen wir ein, daß es dumm gewesen wäre, in der Nähe zu bleiben, und wir sind in tieferes Wasser zurückgepaddelt. Aber irgendwie mußten wir an dem Grizzly vorbei. Wir fuhren etwa 60 Meter weiter in eine kleine Bucht und blickten noch einmal zu dem Bär zurück. Er hatte sich wieder hingelegt. Wir brachten die Packen mit den Lebensmitteln an Land und holten dann das Kanu. Als wir wieder nach dem Bär sahen, war er nicht mehr da. In die uns entgegengesetzte Richtung konnte er nicht, da waren Felsenklippen. Nach rechts konnte er auch nicht, da war der See. Er kletterte also gerade parallel zu uns den Hügel hinauf oder kam direkt auf uns zu. Er wußte, wo wir waren, wir wußten aber nicht, wo er war. Bären kommen einem manchmal entgegen und schneiden einem den Weg ab. Wir hatten beide Angst. Er konnte jeden Augenblick wutschnaubend über den Hügel kommen. Bob sagte: „Vati, können wir bitte beten?" Nach einem Gebet gingen wir dann sehr vorsichtig die Bucht hinauf — ich mit dem Kanu über dem Kopf und Bob mit dem Gewehr in der Hand.

Als wir oben auf dem Hügel ankamen, waren wir noch etwa dreißig Meter von

unseren Packen entfernt, und da stand er und wartete auf uns. Wenn er unsere Vorräte probierte, mußten wir ihn töten, damit er nicht alles vernichtete, aber das wollten wir nicht. Als letzten verzweifelten Versuch habe ich — mit einem Gebet im Herzen — das Kanu hochgehoben und aus vollem Hals geschrien.

Der Bär schwang den mächtigen Kopf herum und erblickte zwei Beine, einen Rumpf und einen fünf Meter hohen Kopf, der ihn anbrüllte. Er war so verdutzt, daß er fortlief, so schnell er konnte. Wir haben etwa vier Stunden gebraucht, bis wir das Gefühl der Leere, das uns nach diesem knappen Entrinnen beschlich, abgeschüttelt hatten, doch wir wußten beide, daß das Gebet uns geholfen hatte.

Als wir am Point-See ankamen, war er mit Eisschollen bedeckt. Bei ungünstigem Wind können treibende Eisschollen ein Kanu wie eine Eierschale zerdrücken. Wir haben unser Lager aufgeschlagen, und ich habe Bob abends beten lassen. Er hat einen Glauben gezeigt, wie ich ihn selten erlebt habe. Er hat einfach gesagt: „Vater, stille den Wind.“ Als wir am nächsten Tag aufstanden, war es völlig still. Der See war glatt wie ein Spiegel. Allerdings hatten wir 20 Meilen vor uns. Wenn wir einmal auf dem Wasser waren, konnte uns selbst die kleinste Brise den Tod bringen. Über 20 Meilen hinweg haben wir uns durch die Eisschollen geschoben. Zweimal ist das Kanu im Eis festgefroren, wenn wir völlig eingeschlossen waren, und wir mußten aussteigen und uns den Weg wieder freistemmen. Nach siebeneinhalb Stunden kamen wir endlich in offenes Wasser. Und sobald wir die Eisschollen hinter uns hatten, setzte auch der Wind wieder ein, der uns bis auf diesen kurzen Zeitraum jeden Tag zu schaffen gemacht hatte. Wir haben wieder gebetet, diesmal, um Dank zu sagen.

Etwa um diese Zeit hat Bob auch wieder davon gesprochen, daß er auf Mission gehen wollte. Wir hatten es kaum erwähnt, doch eines Tages hat er gesagt: „Ich glaube, wenn wir nach Hause kommen, fange ich an, mich für meine Mission bereitzumachen.“ Von da an hat er immer mehr über seine Mission geredet. Eines Nachts, so gegen ein Uhr, nach einem langen, anstrengenden Tag, drehte er sich in seinem Schlafsack um und sagte: „Vati, erzähl mir vom ewigen Leben.“ Wir haben zwei Stunden geredet. Dann sagte er mit letzter Kraft: „Das will ich auch“, und schlief ein. Allein deswegen war die Fahrt für mich schon der Mühe wert.

Wir haben vieles erlebt, was uns die Harmonie und Schönheit der Natur und ihre große Kraft hat erkennen lassen.

Eines Tages — wir waren inzwischen am Coppermine angekommen — paddelten wir in einem Blizzard den Fluß hinunter.

Stromschnellen, Grizzlybären, Wölfe, Eisschollen, widriges Wetter — all dem haben Bob Tanner und sein Vater auf einer 700 Meilen langen Reise durch die Wildnis im Nordwesten Amerikas getrotzt. Und dabei sind sie einander nähergekommen und haben festgestellt: man ist eigentlich nie allein.

Es war Ende Juli, und wir waren mitten im Schneetreiben! Die Strömung war sehr stark, doch der Gegenwind blies so mächtig, daß wir uns anstrengen mußten, um vorwärtszukommen. Bob sagte: „Vati, sieh mal zum Ufer.“ Ich sah hin ... Wir standen still. Und als wir aufhörten zu paddeln, blies uns der Wind stromaufwärts! So gingen wir erstmal an Land und sammelten Holz für ein Feuer, an dem wir uns die Hände wärmen konnten.

Ein anderes Mal sind wir mitten in ein paar starken Stromschnellen an einem Stein hängengeblieben und konnten einfach nicht loskommen. Doch nach einem Gebet und etwas geschicktem Hin- und Hermanövrieren waren wir wieder frei.

Nachdem wir den Fluß erreicht hatten, hatten wir beschlossen, die verlorene Zeit wieder einzuholen. Es war gut, solange wir in Bewegung waren, doch sobald wir anhielten, fingen wir an zu frieren. Selbst in der Nacht, wenn wir schliefen, war uns kalt. Der Boden war mit Eis bedeckt, und es blies ein kalter Wind. Wir hatten Brennstoff in Dosen mit, aber er reichte nur aus, um unser Essen warm zu machen. So sind wir immer weiter gepaddelt, um vorwärtszukommen. An unserem schlechtesten Tag auf dem Fluß haben wir nur drei Meilen geschafft. An unserem besten Tag haben wir 50 geschafft, und an dem Tag sind wir auch über den Wasserfall gekommen und an der letzten von acht Stellen mit Stromschnellen gekentert. Auf der Karte hatten wir die acht Stellen gesehen und, weil wir in Eile waren, beschlossen, sie zu durchfahren, ohne sie uns erst anzusehen, aber das war dumm gewesen. Aber wir haben die verlorene Zeit langsam wieder aufgeholt und sind nach Plan in dem kleinen Eskimodorf an der Flußmündung angekommen. Dabei hatten wir noch die Hälfte einer Mahlzeit übrig. Unser Kanu war so schwer beschädigt, daß wir es dalassen mußten (nachdem wir die kanadischen Behören verständigt hatten). Wir waren durch alle Stromschnellen auf dem Fluß gefahren, bis auf eine Stelle (ich weiß nicht mehr, ob wir da nur müde waren oder ob wir vor der Stelle Angst hatten). Wir haben keinen Rekord für uns verbucht. Doch Bob war verloren gewesen und ist nun wiedergefunden. An dem Tag nach unserer Heimkehr ist er zum Bischof gegangen und hat ihm gesagt, er wolle dem Herrn dienen. Jetzt ist er Missionar in der Chikago-Illinois-Mission.

Jedem Vater, der sich bemüht, seinem Sohn bei der Entscheidung zu helfen, ob er auf Mission gehen will, möchte ich sagen: am wichtigsten ist es, daß man seinen Sohn kennt. Nicht jeder braucht eine Fahrt zum Coppermine. Man kann auch zu Hause eine Beziehung aufbauen, man kann gemeinsam in der Garage arbeiten, miteinander Tennis spielen oder auch bloß miteinander spazierengehen, so daß man nur zu zweit ist. Ich wäre auch nicht zum Coppermine gefahren, wenn ich nicht dazu inspiriert worden wäre.

Und euch jungen Männern, die ihr wißt, daß ihr auf Mission gehen sollt, möchte ich sagen: für jeden gibt es eine Wildnis — ein Gethsemane, einen Wald wie für Joseph Smith, wenn ihr so wollt — einen Ort, wo man lernen kann, sich völlig auf den Herrn zu verlassen und von Herzen zu ihm zu rufen. Versucht den Herrn nicht, indem ihr euch selbst in Gefahr begebt, doch macht euch bereit, den Eingebungen seines Geistes zu folgen, wohin sie euch auch führen mögen. □

„SOLCHE LEUTE LASSEN SICH NICHT BEZWINGEN“

Vaughn J. Featherstone
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Die Leute mit Selbstzucht erklimmen die höchsten Berge.

Von Spinola und Richardet, den Gesandten des spanischen Königs, die 1608 in Den Haag einen Vertrag aushandeln sollten, ist die folgende Episode überliefert.

Eines Tages sahen sie, wie etwa acht bis zehn Leute von einem kleinen Schiff an Land gingen, sich auf dem Gras niederließen und dort Brot und Käse und etwas zu trinken auspackten.

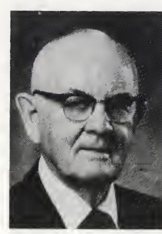
„Wer sind diese Reisenden?“ fragten die Gesandten einen Bauern.

„Das sind unsere hochverehrten Herren, die Abgeordneten des Staates“, lautete die Antwort.

Und Spinola sagte sofort leise: „Solche Leute lassen sich nicht bezwingen“ (nach: Samuel Smiles, *Happy Homes and the Hearts That Make Them*).

Vor einiger Zeit durfte ich zusammen mit Präsident Kimball eine Pfahlkonferenz besuchen. Damals war er noch nicht Präsident der Kirche. Er arbeitete unermüdlich und hielt eine Sitzung nach der anderen, bis spät am Samstag abend. Sonntag haben wir um acht Uhr morgens eine Sitzung mit den Bischöfen und ihren Ratgebern und dem Hohen Rat gehabt. Daran schlossen sich eine allgemeine Versammlung an, eine Sitzung mit dem Siebzigerkollegium, eine Unterredung mit dem Patriarchen, die Weihung eines Gemeindehauses und abends eine Rede vor den Seminarschülern. Gegen neun Uhr abends sind wir zum Pfahlpräsidenten nach Hause gefahren, um auf unser Flugzeug zu warten, das erst gegen elf Uhr abflog. Die Frau des Pfahlpräsidenten wollte uns etwas zum Abendessen machen, aber Bruder Kimball hat gesagt: „Bitte, ich brauche nur eine Schüssel Milch und etwas von Ihrem selbstgebackenen Brot zum Eintunken.“ Solche Leute lassen sich nicht bezwingen.

Die meisten Leute in einer vergleichbaren Führungsposition würden sich an Fasan und Kaviar und an anderen Leckerbissen gütlich tun, die zu einem König passen würden. Sie würden sich



Spencer W. Kimball

mit Champagner, Wein und anderem vollaufen lassen, bis sie nur noch lallen könnten. Doch die schnellsten Rennen im Leben laufen die Harten und die Zähen, die Leute mit Kondition, mit Selbstzucht und Willenskraft. Sie erklimmen die höchsten Berge und durchschwimmen die gefährlichsten Ströme im Leben. Solche Leute lassen sich nicht bezwingen.

Man liest von Politikern und Geschäftsleuten, die jeden Abend schlemmen und morgens bis zehn Uhr schlafen; solche Leute bauen schnell ab. Das Gesetz der Ernte kennt keine Ausnahme. Wer „in die Tiefen des Genusses hinuntertaucht, bringt mehr Sand als Perlen mit nach oben", hat einer unserer Propheten gesagt.

Von General Antigonus wird folgendes erzählt. Er machte sich einmal mit seinen Leuten für einen Angriff bereit. Die Strategie und der Zeitpunkt für den Angriff standen fest. Die Leute von General Antigonus waren zahlenmäßig weit unterlegen. Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben. Doch niemand griff an. Statt dessen waren die Truppen eher geneigt, sich völlig unrühmlich zurückzuziehen. General Antigonus wollte wissen, warum. Die Hauptleute erwiderten, sie seien zahlenmäßig so drastisch unterlegen, daß die Männer den Angriff nicht wagten. Da dachte General Antigonus einen Augenblick lang nach und fragte dann: „Wie hoch schätzt ihr mich denn ein?" Seine Einstellung sprang auf alle Reihen über. Seine Leute griffen an und gewannen eine bedeutende Schlacht.

Wie hoch schätzt der Herr wohl seine rechtschaffenen Knechte ein? Wie hoch soll man einen Präsident Kimball einschätzen? Oder einen Nathan Eldon Tanner, einen Marion G. Romney, einen Ezra Taft Benson?

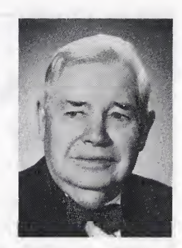
Solche Leute lassen sich nicht bezwingen. Nehmt an, ihr habt euer Lebenswerk schon vollbracht. Wird man euer Vermögen aufzählen, oder wird man von eurem Charakter und eurer Rechtschaffenheit sprechen?

Wie hoch würdet ihr eine Barbara Smith oder eine Belle Spafford einschätzen?

Der Untergang von Rom läßt sich darauf zurückführen, daß das Volk allgemein immer verderbter wurde und in Genuß und Trägheit verfiel. Zum Schluß war Arbeit in Rom nur noch etwas für Sklaven. Die Römer verloren ihren Stolz auf das Heldentum ihrer Vorfahren, und ihr Reich ging unter, *weil es nicht verdiente, weiter zu bestehen.* Und so müssen die Nationen, die in Trägheit und Luxus leben und, wie Robert Burton sagt, „lieber in einem einzigen Kampf ein Pfund Blut verlieren als bei ehrlicher Arbeit einen Schweißtropfen", unweigerlich aussterben und sich von arbeitsamen, tatkräftigen Nationen verdrängen lassen.

In dem obigen Zitat könnte man statt „Nationen" auch durchaus „Menschen" sagen, die Aussage bliebe die

gleiche. Leute mit Prinzipien lassen sich nicht leicht bezwingen.
Nathan Eldon Tanner gehörte zu den bedeutendsten Leuten in Kanada und hatte noch nicht einmal den Gipfel seiner Möglichkeiten erreicht. Reichtum und Aufstieg in traumhaftem Ausmaß standen ihm offen. Doch es kam ein Anruf vom Propheten, und er hat es alles beiseite gelegt.
Am Montag, dem 12. März, hat Marion G. Romney seine Frau beerdigt. Am Dienstag hat er schon bei der Weihung des Tempels in Logan gesprochen. Solche Leute lassen sich nicht bezwingen.
Hört, was „einer" aus der Vergangenheit zu sagen hat, der auch nicht zu bezwingen war. Auf der Generalkonferenz im Oktober 1942 hat J. Reuben Clark, damals einer von der Ersten Präsidentschaft, gesagt:
„Ich kann wohl mit Recht sagen: meine Gemeinschaft mit euch in der Kirche hängt davon ab, ob ich die Offenbarungen und Grundsätze annehme, die Gott offenbart hat. Wenn ich dazu nicht bereit bin, habe ich kein Anrecht auf die Gemeinschaft. Und das gilt für jeden, der die Offenbarungen und Grundsätze, die Gott offenbart hat, nicht annimmt."
Ist das nicht eine herrliche Aussage? Ich habe ganz stark das Gefühl, daß der Herr jetzt eine großartige Generation von jungen Leuten hergesandt hat, aus denen einmal Leute werden, die sich *nicht* bezwingen lassen. Was für eine Bestimmung liegt doch vor euch! Ihr lebt in einem großartigen Zeitalter! Ich bete darum, ich möge so lange leben, daß ich viele von euch, Tausende um Tausende, als die herausragende Generation von Heiligen der Letzten Tage erlebe, die die Welt sehen sollen. Sie wird nämlich erkennen, daß man mit euch



J. Reuben Clark

besser keinen Streit anfängt und daß ihr euch nicht bezwingen laßt. Ihr werdet manches vollbringen und miterleben, was seit Beginn der Menschheit nicht geschehen ist. Vergeßt nicht, meine jungen Freunde: ihr müßt hart und zäh sein. Ihr müßt fit sein für das Rennen. Ihr müßt für die finsteren Tage, die uns noch bevorstehen, Charakter, Rechtschaffenheit und Wahrheit als richtungweisendes Licht hochhalten. Ich habe vor meinem geistigen Auge mit Begeisterung die großartige Zukunft gesehen, die vor denen liegt, die Lehren und Beispiel des Herrn rein und treu bewahren."
Ich bitte den Herrn, er möge jeden Jugendlichen und Jungen Erwachsenen in seiner Kirche segnen. □

Mit Bedauern ist es nicht getan

Viele bringen ihr Bedauern über eine Sünde zum Ausdruck und sagen dann, sie hätten Buße getan. Die wahre Buße zeichnet sich aber durch eine göttliche Trauer aus, die den Menschen durch eine völlige Umwandlung und Sinnesänderung zur Erlösung führt. Es genügt nicht, daß dem Menschen seine Sünde leid tut. Wenn einem Verbrecher, der im Gefängnis sitzt, allmählich zu Bewußtsein kommt, was er für einen hohen Preis für seine Torheit bezahlen muß, dann wünscht er vielleicht auch, er hätte das Verbrechen nicht begangen. So etwas ist aber keine Buße. Der Unhold, der wegen einer Vergewaltigung eine strenge Strafe abzubüßen hat, mag es vielleicht bedauern, daß er diese Greueltat verübt hat, aber wenn ihn nur die harte Strafe zu diesem Bedauern veranlaßt, dann ist das keine Buße. So etwas ist nur die Trauer der Welt.

Wer wirklich bußfertig ist, der bereut seine Sünde, bevor sie ans Licht kommt. Sie tut ihm auch dann leid, wenn niemand davon erfahren kann. Er möchte die Sache freiwillig wiedergutmachen. Man kann bei einem Verbrecher nicht von „göttlicher Trauer" sprechen, wenn er erst angezeigt werden muß oder wenn sich aus der Verkettung der Umstände seine Schuld ergibt. Wenn ein Dieb weiterhin so lange schwere Verbrechen begeht, bis er gefaßt wird, hat er nicht Buße getan. Die von Gott gewollte Buße bedeutet, daß man seine Sünde von selbst einsieht und freiwillig, ohne äußeren Druck, beginnt, sich zu ändern. Paulus drückt dies in einem seiner Briefe an die Heiligen in Korinth so aus:

„So freue ich mich doch jetzt nicht darüber, daß ihr seid betrübt worden, sondern darüber, daß ihr seid betrübt worden zur Reue. Denn ihr seid ja betrübt worden nach Gottes Sinn, auf daß ihr von uns keinen Schaden erlittet.

Denn die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut; die Traurigkeit aber der Welt wirkt den Tod" (2. Kor. 7:9, 10) (Spencer W. Kimball, Das Wunder der Vergebung, Seite 167 f.).

Auf dem Umschlag: Mitglieder aus der ganzen Welt, die die Stärke der Kirche bilden: (1) die Familie von Robert Maughan in Peoria, Illinois; (2) Travis Uzelac (links) und Patrick Merrell von der PV in Sandy, Utah; (3) eine junge Schwester aus Texas; (4) eine Taufe in der Mexico-Mission Monterrey; (5) Bruder Paul J. Paris und seine Frau aus Austin in Texas; (6) die Familie von Freddy Graub im Pfahl Zürich, Schweiz; (7) Machiko Inaba, ein zurückgekehrter Missionar aus dem Zweig Shizuoka in Japan; (8) Gladys Castillo, von der PV-Leitung in Tarija, Bolivien; (9) Kingi Tonga, ein zurückgekehrter Missionar aus der Tonga-Mission Nuku'alofa; (10) Jenee Uzelac begleitet Susan Anderson und Todd Glad bei einem Lied (Sandy, Utah); (11) die Familie von Libert Gidts aus Pellenberg, Belgien; (12) die Familie Nicomedes Cahuana aus Independencia, Arequipa in Peru; (13) von links nach rechts: Schwester Ida Baird, FHV-Leiterin des Distrikts Mildura der Australia-Mission Adelaide; Schwester Brown, das älteste Mitglied des Zweigs Mildura und Schwester McAlister, eine Missionarin; (14) Bruder Victor Bacatan, Präsident des Zweigs Cagayan I auf den Philippinen und seine Frau, Paz; (15) Guillermo Riveros, Bischof der 5. Gemeinde im Pfahl Asuncion, Paraguay; (16) Alejandra Lira, Talcahuano, Chile.

Die Fotographien stammen von: (1) Norman Ross, (2) Eric W. White, (3) Barry Hodson, (4) R. Hule, (5) Barry Hodson, (6) Arnaldo Lier, (7) Robert Thomas Stout, (8) Steven Sprinkel, (9) Garry W. Stoddard, (10) Marilyn L. Erd, (11) Bryce Jolley, (12) Gerry D. Prince, (13) Australia-Mission Adelaide, (14) Todd C. Atkinson, (15) Pablino Nunez, (16) J. Warren Harding.


ELGIN